

A c t a
Universitatis
Lodziensis

FOLIA GERMANICA

16
2022



WYDAWNICTWO
UNIWERSYTETU
ŁÓDZKIEGO

A c t a
Universitatis
Lodziensis

FOLIA GERMANICA

16
2022

Miscellanea Germanica

Witold Sadziński

Elżbieta Tomasi-Kapral (Hrsg.)



WYDAWNICTWO
UNIwersytetu
ŁÓDZKIEGO

ŁÓDŹ 2022

Witold Sadziński – Uniwersytet Łódzki
Instytut Filologii Germańskiej, Zakład Językoznawstwa Niemieckiego
90-236 Łódź, ul. Pomorska 171/173

REDAKCJA NAUKOWO-DYDAKTYCZNA „FOLIA GERMANICA”

dr hab. Witold Sadziński, prof. UŁ (redaktor naczelny)
dr hab. Marcin Gołaszewski, prof. UŁ (z-ca redaktora naczelnego)
dr Małgorzata Żytyńska (sekretarz), prof. zw. dr hab. Roman Sadziński (redaktor tematyczny)

RADA NAUKOWA

prof. Hans-Werner Eroms (Universität Passau)
prof. Sascha Feuchert (Universität Gießen)
prof. Thomas Gloning (Universität Gießen)
prof. Björn Hansen (Universität Regensburg)
prof. Zofia Bilut-Homplewicz (Uniwersytet Rzeszowski)
prof. Roman Sadziński (Uniwersytet Łódzki)
prof. Józef Wiktorowicz (Uniwersytet Warszawski)

REDAKTORZY JĘZYKOWI TOMU

dr hab. Frank M. Schuster (język niemiecki), mgr Anna Lesińska-Gazicka (język angielski)
prof. Bożena Ostromecka-Frączak (język polski)

RECENZENCI WSPÓŁPRACUJĄCY Z REDAKCJĄ

prof. Paweł Bąk (Uniwersytet Rzeszowski), prof. Edward Białek (Uniwersytet Wrocławski)
prof. Edyta Błachut (Uniwersytet Wrocławski), prof. Waldemar Czachur (Uniwersytet Warszawski), prof. Antoni Dębski (Uniwersytet Jagielloński), prof. Elżbieta Dzikowska (Wrocław), prof. Katarzyna Grzywka (Uniwersytet Warszawski), prof. Czesław Karolak (Uniwersytet im. Adama Mickiewicza w Poznaniu), prof. Lech Kolago (Uniwersytet Warszawski), prof. Magdalena Latkowska (Uniwersytet Warszawski), prof. Magdalena Lisiecka-Czop (Uniwersytet Szczeciński), prof. Joanna Ławnikowska-Koper (Uniwersytet Humanistyczno-Przyrodniczy im. Jana Długosza w Częstochowie), prof. Beata Mikołajczyk (Uniwersytet im. Adama Mickiewicza w Poznaniu), prof. Roman Opiłowski (Uniwersytet Wrocławski), dr hab. Joanna Pędzisz (Uniwersytet Marii Curie-Skłodowskiej), prof. Marek Rajch (Uniwersytet im. Adama Mickiewicza w Poznaniu), prof. Anna Rutka (Katolicki Uniwersytet Lubelski Jana Pawła II), prof. Dieter Schiller (Berlin), dr hab. Frank M. Schuster, prof. Joanna Szczęk (Uniwersytet Wrocławski), prof. Anna Szyndler (Akademia Jana Długosza w Częstochowie), dr hab. Krzysztof Tkaczyk (Uniwersytet Warszawski)
prof. dr. Jörg Thuncke (Nottingham Trent University, Anglia), prof. Maciej Walkowiak (Uniwersytet im. Adama Mickiewicza w Poznaniu), prof. Maria Wojtczak (Uniwersytet im. Adama Mickiewicza w Poznaniu)

ADRES REDAKCJI

Instytut Filologii Germańskiej, Zakład Językoznawstwa Niemieckiego UŁ
90-236 Łódź, ul. Pomorska 171/173
tel. (42) 665 51 15
www.foliagermanica.uni.lodz.pl

INHALTSVERZEICHNIS

Zum Geleit (<i>Witold Sadziński</i>)	7
--	---

SPRACHWISSENSCHAFT

Witold Sadziński – Zur lexikalischen Nomination von Dingen und Gegenständen	9
Piotr A. Owsinski – Zur Realisierung der standardsprachlichen und dialektalen Innovationen des Frühneuhochdeutschen im Text <i>Hic notanter proscripti</i> (1412–1450) aus Jauer/Jawor. Eine phonematisch-graphematische Studie. .	19
Agnieszka Pietrzak – Fachterminologie des polnischen Strafgesetzbuches in deutschen Übersetzungen	37
Małgorzata Żytyńska – Syntagma in der Ausspracheschulung – prosodische Einheiten vs. syntaktische Phrasen	47
Małgorzata Żytyńska – Wortakzentfehler vermeiden, aber wie – zu der Automatisierung der richtigen Akzentposition im Deutschen unter polnischen Germanistikstudenten	67
Magdalena Tomecka – Der Einfluss der deutschen Entlehnungen aus dem Bereich der Mode auf den oberschlesischen Dialekt	81

LITERATUR- UND KULTURWISSENSCHAFT

Marcin Gołaszewski – „Ich bin kein Kommunist und bin nie einer gewesen“: Klaus Manns Auseinandersetzung mit dem Kommunismus	91
Elżbieta Tomasi-Kapral – Dokumentarisches Erzählen in der deutschsprachigen Prosa vor und nach der Wende des Jahres 1989	103
Monika Kucner – Wizerunek nowoczesnej kobiety na łamach niemieckojęzycznych dodatków beletrystycznych do „Neue Lodzer Zeitung” w Łodzi w okresie międzywojennym.	121

ZUM GELEIT

Auch uns wurde die schlechte Pest-Zeit – um auf die existentiellen Ängste im gleichnamigen Roman von Albert Camus anzuspielden – in Verkleidung der COVID-19-Pandemie zuteil, die uns stark genug zusetzte, aber immer noch nicht aufgegeben hat, ihr Unwesen zu treiben, auch wenn sich deren Mäßigung und womöglich das – mal halbpleonastisch ausgedrückt – endgültige Ende nachgerade abzeichnen mag. Aber nicht nur unsere *Conditio humana* hat darunter gelitten.¹ Dies war nämlich auch einer der Gründe, warum ein Band der *Folia Germanica* wegen der Probleme mit der Materialsammlung ausfallen musste. Jetzt sind wir aber guter Dinge wieder da – mit der Hoffnung, nunmehr ungestört der besseren Zukunft entgegenzublicken. Wir glauben fest, auf Ihre Mithilfe rechnen zu dürfen.

Im vorliegenden Band finden Sie aktuelle Beiträge zur deutschen Sprache, Literatur sowie Kultur.

Wir laden Sie nach wie vor herzlich zur Mitarbeit ein. Alle brauchbaren Informationen zur Manuskriptgestaltung finden sie auf unserer Homepage unter www.foliagermanica.uni.lodz.pl.

Die Redaktion wünscht Ihnen eine lohnende Lektüre.

Univ.-Prof. Dr. habil. *Witold Sadziński*
Chefredakteur

¹ Dem abzuhelfen waren am Rande vermerkt lobenswert auch die polnischen Germanisten – die von der Universität Lodz mitgerechnet, versteht sich – und deren befreundete Kollegen aus dem Ausland nach ihren Kräften und den Forschungsgebieten gemäß die ganze Zeit nicht müde geworden. Unter der Redaktion von Mariusz Jakosz, abwechselnd in Zusammenarbeit mit Iwona Wowro, Joanna Szczyk, Marcelina Kałasznik wurden thematische Sammelbände vor dem Hintergrund der COVID-Pandemie verfasst und allesamt im Verlag Brill | V&R unipress (Göttingen) herausgegeben: „Mit Humor ist nicht immer zu spaßen. An der Grenze von Spaß und Ernst“ (2022); „Dynamiken des Liminalen. (Diskurs)linguistische Annäherungen an das Phänomen *Grenze* (2022)“; „Corona-Pandemie: Diverse Zugänge zu einem aktuellen Superdiskurs“ Bd. 1 (2022), Bd. 2 (2023). Wegen der Brisanz dieses Dachthemas wird es voraussichtlich noch lange in Lehre und Forschung präsent bleiben. Viele Aufsätze werden sicherlich in verschiedenen – nicht unbedingt thematisch kohärenten – Zusammenhängen ihren Dornröschenschlaf schlafen. Unser Wunsch wäre, möglichst viele davon zu erschließen. Wir würden uns freuen, wenn Sie ggf. deren bibliographische Daten an unsere Internetadresse schicken würden. Seien Sie dafür im Voraus bedankt!

Witold Sadziński*

ZUR LEXIKALISCHEN NOMINATION VON DINGEN UND GEGENSTÄNDEN

ON THE LEXICAL NOMINATION OF THINGS AND OBJECTS

(Summary)

The basic part of the article is devoted to the nature and the modalities of use of eponyms, whereby terminological problems are also touched upon – preferably against the background of a contrastive analysis, which is also only implicit. In this context, a consistent differentiation is made between eponyms and deonyms in order to accommodate the disambiguation needs of the former in German. The use of deonyms will be exemplified primarily on the basis of scientific and culinary terminology, where deonyms (in part) perform different functions in each case.

Keywords: thing, deonym, deonomastic, eponym, taxonym, nomination.

„Nomination ist Referenz plus – vor allem – Wertungspragmatik“ (Bellmann 1996, S. 11). „Nominationsakt [ist] dann geglückt, wenn der Rezipient nicht nur versteht, von welchem Objekt der Nominator spricht, sondern wenn er zugleich die Einstellung des Nominators zum persönlichen oder unpersönlichen Referenzobjekt erfährt“ (Stopyra 2016, S. 64).¹

Die uns umgebenden Objekte der außersprachlichen Wirklichkeit mit dem dichotomischen Merkmal [-hum] scheinen auf Anhieb im Hinblick auf die emotionale Dimension deren Wahrnehmung ziemlich einerlei zu sein. Nach der Lektüre einer interdisziplinären Studie –, „Vom Leben der Dinge“ (*La vita delle cose*) – von Remo Bodei (2016) wird man allerdings eines Besseren belehrt. Der Verfasser differenziert nämlich zwischen Sachen (ital. *cosa*) und Gegenständen. Obwohl

* Univ.-Prof. Dr. habil. Witold Sadziński, Universität Łódź, Institut für Germanische Philologie, Pomorska 171/173, 90-236 Łódź. E-Mail: witold.sadzinski@uni.lodz.pl, w_sadzinski@yahoo.de

¹ Vgl. auch die Buchbesprechung zu Stopyra (2016) von Roman Sadziński/Witold Sadziński in *Kritikon Litterarum* 45, 2018, H. 1–2, S. 85–88.

er zwar für *cosa* selber – wenn es darauf ankommt – das deutsche Äquivalent *Sache* gebraucht, wird es hier vorzugsweise auf *Ding* abgesehen. Dies erhellt aus dem etymologischen Hergang der beiden Wörter. *Sache* ist nämlich juristischer Provenienz und versteht sich ursprünglich als Gegenstand einer strafgerichtlichen Ermittlung bzw. Gerichtsverhandlung.² Demgegenüber beinhaltet *Ding* ursprünglich ‘Gespräch’³ – wie es noch im „Hildebrandslied“ nachweisbar bezeugt wird (zit. nach <https://www.justsomyrics.com/649087/menhir-das-hildebrandslied-teil-i-lyrics.html>):

«wettu irmingot», quad Hiltibrant «obana ab heuane,
dat du neo dana halt mit sus sippan man **dinc** ni gileitos»⁴

Dies mag nahelegen, dass Dinge anders als Gegenstände sich im gesellschaftlichen Diskurs und nicht zuletzt im tagtäglichen Gespräch einer großen – vorzugsweise kollektivsymbolischen (im Sinne von Fleischer 2021) – und nachhaltigen Wertschätzung erfreuen⁵, wohingegen Gegenstände daraus meist ausgeschlossen bleiben, zumal sie ggf. ohnehin namenslos sind und zur Not lediglich mit einem Allerweltswort, wie etwa *Dingsda*⁶, angesprochen werden können. In Bodei (2016, S. 67) wird in diesem Zusammenhang Martin Heideggers – mit Żychliński (2006) zu sprechen – „dichterische [d.h. sprachkreative] Philosophie“ zitiert, wonach sich Dinge von Gegenständen dadurch unterscheiden, dass der Inbegriff der Letzteren – allen voran der Rohstoffe – in deren bloßem „Vorhandensein“ liegt, während die anderen – die Dinge – für deren „Zuhandensein“ (Heidegger 2007, S. 166 f., zit nach Bodei, ebda), d.h. enge, darunter nicht zuletzt symbolische Relation zum Menschen charakteristisch sind. Die Grenze zwischen Dingen und Gegenständen ist im Laufe des technischen genauso wie gesellschaftlichen Fortschritts diffus, wobei auch Rückschläge nicht auszuschließen seien (vgl. Bodei 2016, S. 37). Als anschauliches Beispiel kann etwa auf Zinn verwiesen werden, dessen „silberweiß glänzendes“ Erscheinungsbild zeitweise – sogar noch bis ins 19. Jh. hinein – für eine Konkurrenz gegenüber Silber bei der Herstellung „weit verbreiteter Gebrauchs- und Ziergegenstände für bürgerliche Haushalte“ sorgte

² Herkunft: „mittelhochdeutsch *sache*, althochdeutsch *sahha* = (Rechts)angelegenheit, Rechtsstreit; Ding; Ursache, zu althochdeutsch *sahhan* = prozessieren, streiten, schelten, ablautend zu *suchen* und ursprünglich = eine Spur verfolgen, (einen Täter) suchen“ (<https://www.duden.de/rechtsschreibung/Sache>).

³ Genau dieselbe etymologische Bedeutung hat auch *rzecz* (< *rzec* ‘sagen/sprechen’) in der polnischen Fassung von *La vita delle cose* in Bodei (2016).

⁴ **dinc** ni gileitos = nicht gesprochen [„kein **Gespräch** geführt“] hast.

⁵ Prinzipiell werden in Bodei (2016, S. 37) auch Menschen – von deren namenslosen Scharen einmal abgesehen – nicht aus dem Inbegriff der so verstandenen Dinge ausgeschlossen, auch wenn er offenbar dem leicht verletzbaren PC-Prinzip zufolge darauf in weiteren Überlegungen verzichtet.

⁶ Wohlgemerkt: Im Polnischen wird dieses Allerweltswort umgangssprachlich mit einem deutschen Lehnwort – *wihajster* (< „wie heißt er“) – wiedergegeben.

– bis es in dieser Eigenschaft völlig ausgedient hat, während Brauchbarkeit und Symbolträchtigkeit des Silbers intakt geblieben bzw. erst recht aufgewertet worden ist (vgl. <https://de.wikipedia.org/wiki/Zinn>).

Der Dingstatus kommt nicht zuletzt in Form von Eponymen zur Sprache. Vor dem Hintergrund der hier mitschwingenden, wenn auch nicht direkt intendierten kontrastiven Analyse sei zunächst darauf hingewiesen, dass der Begriff ‘Eponym’ im Deutschen – etwa im Unterschied zum Polnischen – disambiguierungsbedürftig ist. Im Deutschen kommt ‘Eponym’ nämlich in zwei distinktiven Lesarten vor. Einmal handelt es sich um aus Eigennamen abgeleitete Appellativa (Gattungsnamen), zum anderen um namensgebende Nomina propria (Eigennamen) selbst, die den daraus abgeleiteten Appellativa zugrunde liegen. Deshalb wird in Schweickard (1992, S. 4) dafür plädiert, ‘Eponym’ im ersteren Sinne durch ‘Deonym’ zu ersetzen, um Missverständnissen vorzuzugreifen⁷, was hier auch befolgt werden soll. Hinzu kommt, dass Deonym (und nicht Eponym) namensgebend für eine wichtige Teildisziplin der Onomastik – die Deonomastik – ist (vgl. etwa Schweickard 1992; Chambon 2002).

Deonyme als Nominationsformen der Dinge weisen unübersehbar auf deren feste Einbindung in die Geschichte – die Zeitgeschichte mit inbegriffen – hin. Als kreierte Objekte materieller bzw. geistiger Natur stellen sie einen Mehrwert gegenüber den meist urwüchsigen Gegenständen dar, die erst vom kreativen Eingriff des Menschen geformt sein wollen (vgl. Bodei 2016, S. 39). Daher wundert es nicht, dass in den Nominationsformen für Dinge oft auch deren Schöpfer (Wissenschaftler, Erfinder, Entdecker, Konstrukteure, Dichter u.a.m.) mit bedacht werden – sodass diese Nominationsformen nicht zuletzt halt als Deonyme konzipiert sind.

Über https://de.wikipedia.org/wiki/Deonyme_nach_Sachgebiet können repräsentative Listen von Deonymen nach Sachgebieten sortiert verfolgt werden, die bei weitem keine Vollständigkeit beanspruchen. So heißt es z. B. bezüglich der auf Eponyme der Mathematiker zurückgehenden Deonyme wie folgt: „Da allein nach Leonhard Euler und Carl Friedrich Gauß jeweils über 20 [De]onyme gebildet wurden, würden diese Beispiele den Rahmen [der Liste] sprengen“ (ebda). Aber selbst die den beiden erwähnten Mathematikern verpflichteten Deonyme werden hier verständlicherweise nicht aufgeführt, da sie einem Philologen ohnehin wie ein Buch mit sieben Siegeln vorkommen würden. Fest steht allerdings, dass sie sich über ihre referentielle Funktion hinaus auch für einen Philologen zugleich als Zeichen der Würdigung und Ehrung der beiden Koryphäen verstehen – genauso wie die nach ihnen benannten Mondkrater, zumal sie sich ebenfalls für die Astronomie verdient gemacht haben.

⁷ Hinzu kommt, dass selbst die zweitgenannte Lesart von ‘Eponym’ ohnehin ein weiteres – interdisziplinäres – Homonymiepaar eingeht. Bspw. könnte ‘Eponymenliste’ ggf. versehentlich fälschlicherweise als ‘Liste von Deonymen’ interpretiert werden, während es sich um ein in der Altertumsgeschichte übliches „Verzeichnis der Namen wichtiger Staatsbeamter, nach denen jeweils ein Jahr benannt war“, handelt (vgl. <https://de.wikipedia.org/wiki/Eponymenliste>).

Aber auch in den wissenschaftlichen Deonymen geht es nicht immer um Würdigung und Ehrung. Oft gilt es, dadurch wirksam und einer Idee dienlich zu sein, wofür sich die Namen von Koryphäen nicht unbedingt eignen müssen, weil jene im Regelfall einem breiteren Publikum ohnehin unbekannt sind. Dafür eignen sich hingegen nicht zuletzt etwa Protagonisten weltbekannter Werke der schönggeistigen Literatur bzw. die namhaften Schöpfer dieser Werke viel besser. Darauf haben es auch die Biologen dem Artenschutz zuliebe abgesehen, zumal es sich meist um solche Arten handelt, die den Laien nicht unbedingt am Herzen liegen – Schmetterlinge bzw. Spinnen. Unter den Ersteren geht es u.a. um eine unscheinbare blaue Spezies, zumal sie – insbesondere in ihren Entwicklungsstadien vor der Verpuppung – als Schädling gilt. Deshalb versprechen sich die Biologen viel von der Umbenennung ihres Taxonyms unter dem Hinweis auf die Titelheldin des weltbekannten Romans Vladimir Nabokovs *Lolita* – das Taxonym lautet nunmehr *Madeleinea lolita* (vgl. https://ru.wikipedia.org/wiki/Madeleinea_lolita). Dafür spricht auch der Umstand, dass der Verfasser des Romans, Vladimir Nabokov, selbst ein passionierter Entomologe, vorzugsweise Lepidopterologe (Schmetterlingkundler), war:

Unter der Anleitung seines naturwissenschaftlich tätigen Vaters sammelte [Vladimir Nabokov] seit seiner Kindheit Insekten, vorrangig Schmetterlinge. Seine private Schmetterlingssammlung umfasste etwa 4500 Einzelstücke. Zwanzig Schmetterlingsarten hatte er neu entdeckt, erstmals beschrieben und nach sich benannt, zum Beispiel *Carterocephalus canopunctatus* Nabokov (1941), *Icaricia* Nabokov (1945) oder *Pseudochrysops* Nabokov (1945). Nabokov arbeitete zwischen 1940 und 1948 als Kurator der Schmetterlingssammlung im Zoologischen Museum der Harvard University und veröffentlichte eine Reihe von taxonomischen Zeitschriftenbeiträgen. Mehr als 150 seiner wissenschaftlichen Zeichnungen wurden 2016 zusammen mit Essays über Nabokovs Arbeit veröffentlicht. (https://de.wikipedia.org/wiki/Vladimir_Nabokov)

Wie gesagt, werden dafür auch namhafte Schriftsteller herangezogen. Erwähnt wurde bereits Vladimir Nabokov, aber deren Zahl ist groß und es kommen ständig neue hinzu. Darunter gibt es auch welche, deren Ruhm mit der Zeit etwas verblasst, aber bei Weitem nicht verkannt ist. Dies trifft bspw. auf Rudyard Kipling (1865–1936), britischen Schriftsteller und Literaturnobelpreisträger von 1907 zu, dessen Bestseller „Das Dschungelbuch“ nicht nur dank seiner Zeitgenossen es auch zum Longseller gebracht hat – und es bis heute bleibt. Sein Name wurde demzufolge zum Eponym, das u.a. auch dem Taxonym einer Spinne – *Bagheera kiplingi* – zugrunde liegt. Man kann sogar sagen, dass das Taxonym sich Kipling sogar in zweifacher Weise verdankt: „Der Gattungsname leitet sich von dem Namen des schwarzen Panthers *Bagheera* aus Rudyard Kiplings ›Das Dschungelbuch‹ ab, das Artepitheton vom Nachnamen des Autors“ (https://de.wikipedia.org/wiki/Bagheera_kiplingi). Man muss aber bedenken, dass diese Spezies den Aufwand an Einfallsreichtum und Erfindergeist der Biologen sehr wohl verdient hat, weil sie sich für eine Spinne einmalig zum weitaus überwiegenden Teil vegetarisch ernährt:

Die Springspinne ernährt sich zu 60 bis 90 Prozent von eiweiß- und fettreichen Futterkörpern bestimmter Akazien. Diese Futterkörper dienen primär den symbiotisch auf diesen Akazien lebenden Ameisenarten als Nahrungsgrundlage, wobei die Akazien von den Ameisen vor Fressfeinden geschützt werden. Weitere Nahrungsbestandteile sind Nektar, gelegentlich Ameisen und deren Larven und kleine, sich von Nektar ernährende Fliegenarten. Die Spinne lebt ganzjährig auf älteren Ästen der Akazien, die nur sehr wenige der nährstoffhaltigen Futterkörper ausbilden und daher auch selten von Ameisen besucht werden, und pflanzt sich dort auch fort. Zur Nahrungssuche begibt sie sich auf junge Triebe, die viele Futterkörper ausbilden, und kommt dabei in Kontakt mit den Ameisen, wobei sie sich durch ihre ameisenähnliche Bewegungsweise tarnt und durch sehr rasche Bewegungen und ein flexibles Ausweichverhalten der Verfolgung entzieht. Die Jungtiere von *Bagheera kiplingi* ähneln im Aussehen den auf den Akazien lebenden Ameisen. Dieses Mimikry schützt sie vor Fressfeinden und womöglich zusätzlich vor den Ameisen selbst. (https://de.wikipedia.org/wiki/Bagheera_kiplingi)

Eine andere vom Aussterben bedrohte Spinnengattung umfasst mehrere Arten, von denen die zuerst erforschte nach einem prominenten Vertreter der Rock- und Popmusik benannt wurde. Es handelt sich um David Bowie (1947–2016), britischen Musiker, Sänger, Produzent und Schauspieler, der in seiner annähernd 50 Jahre dauernden Karriere mit 26 Studioalben einer der einflussreichsten und mit rund 140 Millionen verkauften Tonträgern auch kommerziell überaus erfolgreich war (vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/David_Bowie). Das Taxonym der Spinne aus der Familie der Riesenkrabbspinnen (Sparassidae) mit dem David Bowie zugeordneten Dedikationsnamen als Artepitheton lautet *Heteropoda davidbowie* – um „**größere Aufmerksamkeit auf die neu beschriebene Art zu lenken**“ [fett von W.S.] (https://de.wikipedia.org/wiki/Heteropoda_davidbowie):

Die Gründe für die Auswahl eines Artnamens nach einer prominenten Person können unterschiedlich sein. Im Falle von *Heteropoda davidbowie* soll zusammen mit anderen vom Arachnologen Peter Jäger zur gleichen Zeit erstbeschriebenen Arten der Gattung durch die erhoffte erhöhte Aufmerksamkeiten der Artnamen auf den Rückgang natürlicher Lebensräume und somit einer Gefährdung der Artenvielfalt hingewiesen werden. (ebda)

Auch bei anderen Arten dieser Gattung mit einem jeweils anderen Dedikationsnamen als Artepitheton wurde es aus denselben Gründen auf die hochkarätige Prominenz der Popmusik und der Unterhaltungsszene abgesehen, anstatt wie sonst üblich den dahinter stehenden Arachnologen Peter Jäger zu setzen und dessen Verdienste für Entdeckung und taxonomiegerechte Beschreibung zu würdigen (ebda):

Heteropoda helge – als Anspielung auf den Kabarettisten Helge Schneider;
Heteropoda hildebrandti – benannt nach Dieter Hildebrandt;
Heteropoda ninahagen – nach der Sängerin Nina Hagen;
Heteropoda richlingi – als Anspielung auf Mathias Richling;
Heteropoda udolindenberg – benannt nach dem Sänger Udo Lindenberg.

In etwa analog ist es auch um eingetragene Deonyme als Nomination der Handelswaren bestellt, wo es sich im Regelfall genauso wie in vorhin abgerufenen Artepitheta nicht um Würdigung oder Ehrung handelt. Während aber dort, wie dargelegt, eher die erhoffte Sensibilisierung für vermittelt zweckdienliche Wohltätigkeit gegenüber der Fauna im Vordergrund steht, geht es hier des guten Absatzes halber um gezielte Verbürgung der Qualität. Man denke etwa an ‘Kärcher’ vs. ‘Hochdruckreiniger’ schlechthin. Das Deonym ‘Kärcher’ geht auf das Eponym Alfred Kärcher zurück, das für einen Selfmademan und Erfolgsmenschen stehen mag, dem ebenfalls als Hersteller und zuverlässiger Vermarktungspartner Vertrauen zu schenken ist:

Der erste Dampfstrahlreiniger stammt aus den USA. Als nach dem Zweiten Weltkrieg in der Amerikanischen Besatzungszone die Geräte von der US-Armee eingesetzt wurden, wurden diese von Alfred Kärcher, dem Gründer des Unternehmens Kärcher, im Auftrag der US-Armee gewartet und repariert. Aus diesen Geräten entwickelte er 1950 den ersten europäischen Hochdruckreiniger, den DS 350. Er verbesserte das bis dahin gängige Dampfreinigungsverfahren, indem er in den Dampfkreislauf eine Pumpe vorschaltete und aufgrund des entstehenden Drucks die Reinigungskraft der Geräte wesentlich verbessern konnte. Heutzutage wird sein (Marken-) Name bzw. der Neologismus *kärchern* umgangssprachlich häufig als Gattungsname für Hochdruckreiniger im Allgemeinen verwendet. (<https://de.wikipedia.org/wiki/Hochdruckreiniger>)

Das Deonym ‘Kärcher’ mag auf der Folie des Markennamens ‘Dr. Oetker’ entstanden sein – ursprünglich von August Oetker (1862–1918) für Herstellung und Vertrieb „preisgekrönter Rezepte für Haus und Küche“ (Oetker 1895) konzipiert. Wie später Alfred Kärcher kann er ebenfalls Selfmademan und Erfolgsmensch genannt werden. „Ab 1893 füllte Oetker sein Backpulver ab, dem er den Namen „Backin“ gab und legte damit den Grundstein für die Oetker-Gruppe, die es noch heute in unveränderter Rezeptur herstellt“ (https://de.wikipedia.org/wiki/August_Oetker). Aber er huldigte offenbar dem Prinzip: Wenn man sich nicht entwickelt, treibt man zurück:

Bereits ein Jahr später wurde das Sortiment mit den „Original-Puddings“ erweitert. Der Erfolg dieser ersten Schritte im Verkauf war darauf zurückzuführen, dass August Oetker von Beginn an eine klare Marketingstrategie verfolgte. So wurde den Produkten kostenlose Anwendungsbeispiele, Rezepte und Empfehlungen beigelegt. In Versuchs- und Vorführküchen wurde die garantierte Wirksamkeit der Produkte demonstriert. Gezielte Werbeslogans wurden eingesetzt und seit 1899 das bis heute bekannte „Dr. Oetker“-Warenzeichen verwendet. Gefördert wurde der Verkauf der Dr.-Oetker-Produkte 1908 durch den Aufbau einer eigenen Werbeabteilung, deren Budget ca. 6 % des Umsatzes betrug. 1910 wurden die ersten Dr.-Oetker-Kochbücher verlegt und eigens zur weiteren Verbreitung ein Kino-Werbefilm „Backpulver, was sonst“ hergestellt und verbreitet. [...] Ab 1903 gehörte August Oetker mit zu den Begründern eines „Verbandes der Fabrikanten von Markenartikeln“. (ebda)

Als promovierter Botaniker begann er im Markenzeichen der Firma „Dr. Oetker“ konsequent den Doktorgrad zu führen und dies ist bis heute als bewährtes Zeichen der Güte und Qualität so geblieben.

Eine besondere Rolle spielen Deonyme bei der Benennung von kulinarischen Gourmandisen – vorzugsweise mit Bezug auf die Haute Cuisine bzw. um ihnen einen Hauch davon zu verleihen. Substanzhaltiges dazu ist in Kałasznik / Szczęk (2020, S. 148–161) nachzulesen. Auch hier geht es nicht um Würdigung und Ehrung, was nicht zuletzt daraus erhellt, dass in der Rolle der Quasi-Eponyme ebenfalls fiktive Personen herangezogen werden (vgl. ebda, S. 161). Aber auch im Falle wirklicher Personen sind es in der Regel etwa keine noch so verdienstvollen, aber oft zurückgezogen lebenden Akademiker und namhaften Gelehrten⁸ der Gegenwart bzw. Vergangenheit, sondern vielmehr dem lebemännischen Stil mit Leib und Seele verschriebene reelle bzw. auch fiktive Vertreter der mondänen Sphären – darunter nicht zuletzt die der bildenden und der darstellenden Künste. Demzufolge soll damit die Einbildungskraft und Phantasie zur Sprache kommen, um dem langsamen – im Sinne von gepflegtem Slow Food – um nicht zu sagen gar beschaulichen Genuss möglichst zuträglich zu sein. Im Folgenden sollen hierfür ein paar repräsentative und nach Möglichkeit ausgefallene Beispiele gebracht werden.

Wir beginnen halt mit einem Deonym, das auf ein fiktives Eponym zurückgeht. Es handelt sich um ein Dessert mit einem auf Deutsch eher bescheiden lautenden sprachlichen Outfit – nämlich *Birne Helene* (auf Französisch, in seinem Ursprungsland, heißt es wohl ansprechender: *Poire belle Hélène*). Für Operettenliebhaber ist es allerdings schön genug, weil der Name auf die Hauptfigur Jacques Offenbachs Operette „Die schöne Helena“ zurückgeht. Dies wird sogar durch deren heute üblicherweise bescheidenere Auftischung kaum tangiert.⁹ Wie doch die Franzosen sagen: *L'essentiel est invisible pour les yeux* – „Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar“. Man sieht nur mit dem Herzen gut. Und im Herzen bleibt doch nach wie vor das Originalrezept bewahrt:

Im Originalrezept werden frische, geschälte Birnen in Läuterzucker pochiert, nach dem Auskühlen auf Vanilleeis angerichtet und mit kandierten Veilchen bestreut. Dazu wird eine heiße Schokoladensauce gesondert gereicht. Das Dessert wurde um 1870 von Auguste Escoffier kreiert, als Jacques Offenbachs Operette *Die schöne Helena* in Paris aufgeführt wurde. (https://de.wikipedia.org/wiki/Birne_Helene)

⁸ Als Gegenbeispiel – wenn auch nicht für besonders feine und wählerische Gaumen gedacht – wären etwa *Leibniz-Cakes* zu nennen. Hermann Bahlsen, der Gründer der Firma Bahlsen GmbH & Co. KG mit Sitz in Hannover „nannte 1891 seine Kekse mit Buttergeschmack (*Butter Cakes*) nach dem langjährigen hannoverschen Hofbibliothekar und Philosophen Gottfried Wilhelm Leibniz. Dieser hatte seinerzeit nach einem haltbaren Produkt zur Verpflegung der Soldaten gesucht und war auf Zwieback gestoßen. Der Werbeslogan für die Butterkekse lautete 1898: ›Was ißt die Menschheit unterwegs? Na selbstverständlich Leibniz Cakes!‹“ (<https://de.wikipedia.org/wiki/Bahlsen#Cakes>).

⁹ „Heute wird unter *Birne Helene* meist nur eine einfach eingekochte oder in Dosen konservierte Birne verstanden, die mit kalter oder warmer Schokoladensauce übergossen wird“ (https://de.wikipedia.org/wiki/Birne_Helene). Zu weiteren Servierungsvorschlägen vgl. Winter (2013).

Nach der Vertreterin der kurzgeschürzten Muse sei nun etwas Herzhafteres von einer Opernsängerin serviert. Es sind *Lucca-Augen*: „mit Tatar, Kaviar und Austern belegte Toastbrotsscheiben“. Deren Zubereitungsrezept sieht wie folgt aus:

Erfunden wurden sie von einem Küchenchef des Berliner Hotels Kempinski zu Ehren der 1842 geborenen Pauline Lucca, einer Schülerin von Giacomo Meyerbeer. Zur Zubereitung wird aus rohem, gehacktem Rinderfilet, Eigelb, Zwiebeln, Salz, Pfeffer und Worcestersauce Tatar angemacht, auf eine Scheibe geröstetes Toastbrot gesetzt, mit einer entbarteten Auster ergänzt und mit Kaviar garniert, so dass die Brote wie Augen aussehen. (<https://de.wikipedia.org/wiki/Lucca-Augen>)

Des Weiteren sei eine berühmte Torte an der Reihe, um deren Markenrecht seit 1938 über Jahre hinweg prozessiert wurde, was zu einem überraschenden Urteil führte. Es handelt sich um *Sachertorte*. Hier kann man schlecht sagen, dass deren Name auf ein berühmtes Eponym zurückgeht. Vielmehr hat die berühmt gewordene Torte ihr Eponym kreiert – so absurd es auch anmuten mag:

Die Geschichte der eigentlichen Sachertorte beginnt, als Fürst Metternich seine Hofküche im Jahr 1832 beauftragte, für sich und seine hochrangigen Gäste ein besonderes Dessert zu kreieren. ›Dass er mir aber keine Schand' macht, heut Abend!‹ sagte er. Doch der Chefkoch war krank und so musste der 16-jährige Bursche Franz Sacher (1816–1907), damals Lehrling im zweiten Jahr, die Aufgabe übernehmen und erfand die Grundform der Sachertorte. [...] Über die Verwendung der Bezeichnung ›Original Sacher-Torte‹ entbrannte ein Rechtsstreit zwischen dem Hotel Sacher und dem Hofzuckerbäcker Demel. [...] Im Jahr 1963 kam es zu einer außergerichtlichen Einigung: Die Bezeichnung ›Original Sacher-Torte‹ wurde dem Hotel Sacher vorbehalten, während der Demel seine Torte mit einem dreieckigen Siegel mit der Aufschrift ›Eduard Sacher-Torte‹ schmückte. Inzwischen trägt Letztere, im Volksmund nach 1963 auch ›Echte Sacher-Torte‹ genannt, im Sprachgebrauch der Firma Demel den Namen ›Demel's Sachertorte‹. (<https://de.wikipedia.org/wiki/Sachertorte>)

Unter den hier gebrachten kulinarischen Deonymen wäre somit *Sachertorte* das einzige, wo das zugrundeliegende Eponym mit deren reellem, wenn auch nur zufälligem Erfinder zusammenfällt. Ansonsten werden die Eponyme halt lediglich als werbungsdienliche und der Einbildungskraft zuträgliche Namensgeber herangezogen. Nicht anders als Namensgeber des mundigen Beefsteaks *Tournedos Rossini* wird auch der Name des berühmten italienischen Opernkomponisten und für seine Leibesfülle bekannten Gourmets in einem für die nachstehend präsentierte Gourmandise verwertet:

Tournedos Rossini bezeichnet eine klassische Garnitur beziehungsweise Zubereitungsart eines Filet-Steaks. Die kleinen Rinderfiletschnitten werden hierbei einzeln gebraten, mit einer großzügigen Scheibe gebratener Gänsestopfleber belegt und mit gehobelten schwarzen Trüffeln bestreut. Vollendet wird das Gericht mit einer Madeirasauce oder Albufera-Sauce. *Tournedos Rossini* wurde vom Küchenchef des Pariser Restaurants Maison dorée, Casimir Moisson, kre-

iert und ist nach dem Komponisten Gioachino Rossini benannt. (https://de.wikipedia.org/wiki/Tournedos_Rossini)

Auch *Bismarckhering* wurde nicht von dem Reichskanzler als dessen Eponymträger erfunden geschweige denn persönlich kreiert, aber er soll ihm der Überlieferung zufolge wenigstens sehr gut gemundet haben, was für sein Renommee nicht ohne Bedeutung gewesen sein mag (https://de.wikipedia.org/wiki/Bismarckhering#cite_ref-2):

Darüber, wie der Bismarckhering zu seinem Namen kam, gibt es verschiedene Geschichten, die marketingbegründet immer wieder kontrovers diskutiert werden:

(1) Der Name Bismarckhering geht auf den deutschen Reichskanzler Otto von Bismarck (1815–1898) zurück, der diese Art der Heringszubereitung sehr gemocht haben soll. Er soll gesagt haben: „Wenn Heringe genauso teuer wären wie Kaviar, würden ihn die Leute weitaus mehr schätzen“. (Heimansberg 1996, 255 f.)

(2) Eine ähnliche Erklärung hat Roger Rössing. Bismarck soll gesagt haben: „Wenn der Hering so teuer wie der Hummer wäre, gälte er mit Sicherheit in den höchsten Kreisen als Delikatesse“. (Rössing, Roger (2013, 107))

(3) Nach anderen Angaben soll es 1864 ein Wirt aus Flensburg gewesen sein, der Bismarck seinen Hering während eines Frontbesuches im deutsch-dänischen Krieg servierte und weil dieser sehr zufrieden mit seiner Heringszubereitung gewesen sei, den Fisch seitdem als Bismarckhering auf seiner Speisekarte führte. (Welt Online, 3. November 2012: „Wie Fürst Bismarck zu seinem Hering kam“; vgl. auch Foede 2009)

(4) Einer weiteren Geschichte zufolge soll der Stralsunder Fischhändler Johann Wiechmann 1871 dem Reichskanzler ein Fässchen mit Hering zugesandt haben, worauf Bismarck ihm schriftlich das Privileg erteilt habe, die sauer eingelegten Heringsfilets künftig als Bismarckhering zu vermarkten. Das besagte Beweisschreiben Bismarcks sei durch den Bombenangriff auf Stralsund am 6. Oktober 1944 vernichtet worden. Im Jahr 2008 bestätigten Angehörige der Familie von Bismarck, dass diese nach dem Rezept von Johann Wiechmann eingelegten Heringsfilets auch weiterhin Bismarckhering genannt werden dürfen.

Solche Beispiele könnte man fast ins Unendliche mehren – Interessierte finden in der auch hier aufgelisteten bzw. darüber hinausgehenden kulinarischen Literatur genug Aufschluss.

Zusammenfassend halten wir fest, dass Deonyme nicht zuletzt dazu dienen, die oft namenslosen bzw. unreflektierten Gegenstände aus dem Schatten hervorkommen resp. aus dem Dornröschenschlaf erwachen zu lassen – um die Welt der Dinge zu bereichern. Es wurde aber darüber hinaus gezeigt, dass sie auch viele andere Aspekte wahrnehmen. In der Sprachkognition ist vorzugsweise deren offensichtliche Rolle bei allerlei Urheberwürdigung und -ehrung bedacht, ohne dass den damit gekoppelten Begleiterscheinungen gebührend Rechnung getragen wird – die Werbung oder gar Wohltätigkeit nicht ausgeschlossen. Eine weiter angelegte korpusbasierte Analyse würde sicherlich noch weitere Aspekte erschließen bzw. in Aussicht stellen lassen.

LITERATURVERZEICHNIS

- Bellmann G. (1966), *Der Beitritt als Wende: Referenz und Nomination*. Berlin–Boston: De Gruyter.
- Bodei R. (2016), *O życiu rzeczy* [aus dem italienischen Original (*La vita delle cose*) von Alicja Bielak]. Łódź: Przystań.
- Chambon J.-P., et al. (Hrsg.) (2002), *Onomastik und Lexikographie, Deonomastik (= Onomastik. Akten des 18. Internationalen Kongresses für Namenforschung. Bd. 5)*. Tübingen: Niemeyer.
- Fleischer M. (2021), *Die polnische und deutsche Kollektivsymbolik (= Studien zur Multikulturalität 2)*. Wiesbaden: Harrassowitz.
- Heidegger, M. (2007), *Rzecz*. In: Ders.: *Odczyty i rozprawy* [aus dem Deutschen von J. Mizera]. Warszawa: Aletheia.
- Kałasznik M., Szczęk J. (2020), *Kulinarische Onomastik an gewählten deutschen und polnischen Beispielen (= Sprachkontraste in Mitteleuropa. Studien zur kontrastiven und angewandten Linguistik, Bd. 7)*. Berlin: Peter Lang.
- Schweickard W. (1992), *Deonomastik. Ableitungen auf der Basis von Eigennamen im Französischen, unter vergleichender Berücksichtigung des Italienischen, Rumänischen und Spanischen (= Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie, Bd. 241)*. Tübingen: Niemeyer.
- Stopyra J. (2016), *Die Motivation referenzidentischer Benennungen aus dem Bereich der deutschen und polnischen Wortbildungsprodukte (= Sprache und Sprachen in Forschung und Anwendung, Bd. 2)*. Hamburg: Verlag Dr. Kovač.
- Żychliński A. (2006), *Unterwegs zu einem Denker. Eine Studie zur Übersetzbarkeit dichterischer Philosophie am Beispiel der polnischen Übersetzung von Martin Heideggers 'Sein und Zeit'*. Wrocław–Dresden: Neisse Verlag.

Quellennachweis (außer Internetadressen)

- Foede P. (2009), *Wie Bismarck auf den Hering kam. Kulinarische Legenden*. Zürich: Kein & Aber.
- Heimansberg J. (1996), *Brockhaus! Was so nicht im Lexikon steht. Kurioses und Schlaues aus allen Wissensgebieten*. Leipzig: F.A. Brockhaus.
- Oetker A. (1895) *Dr. A. Oetkers Grundlehren der Kochkunst sowie preisgekrönte Rezepte für Haus und Küche*, [über <https://www.gutenberg.org/ebooks/31537> abgerufen].
- Rössing R. (2013), *Wie der Hering zu Bismarcks Namen kam – Unbekannte Geschichten zu bekannten Begriffen*. Rheinbach: Regionalia-Verlag.
- Winter J. (2013), *Wie die Helene zur Birne kam: 50 Rezeptklassiker und ihre Geschichte*. München: Callwey Verlag.

*Piotr A. Owsinski**

**ZUR REALISIERUNG DER STANDARDSPRACHLICHEN
UND DIALEKTALEN INNOVATIONEN
DES FRÜHNEUHOCHDEUTSCHEN IM TEXT
HIC NOTANTER PROSCRIPTI (1412–1450)
AUS JAUER/JAWOR. EINE PHONEMATISCH-
GRAPHEMATISCHE STUDIE**

**ON THE REALIZATION OF THE STANDARD AND DIALECTAL LANGUAGE
INNOVATIONS OF THE EARLY NEW HIGH GERMAN IN THE TEXT
HIC NOTANTER PROSCRIPTI (1412–1450)
FROM JAUER/JAWOR. A PHONEMIC-GRAPHEMIC STUDY**

(Summary)

The article presents the results of the phonemic-graphemic analysis of the proscription entries from 15th century, which come from the book of city Jauer and were written down in the Silesian dialect of the Early New High German.

Due to the analysis it could be proved, the text contains the standard Early New High German features as well as the dialectal structures and the sound changes, which are characteristic for the Silesian dialect. All the results of the exploration are supported with with the appropriate examples.

Keywords: Early New High German, Silesian dialect, East Central German, town council, proscription.

1. Einleitendes, Korpus und Zielsetzung

Die vorliegende Abhandlung wurde als einer der Beiträge gedacht, der unter die sich auf die sprachhistorische Forschung des Deutschen in mittelalterlichem bzw. frühzeitlichem Mittel-, Ost- und Südosteuropa konzentrierenden Veröffentlichungen eingereicht werden kann.

* Dr. Piotr A. Owsinski, Jagiellonen Universität in Krakau, Institut für Germanistik, Al. Adama Mickiewicza 9a, 31-120 Kraków. E-Mail: piotr.owsinski@uj.edu.pl

Das Forschungskorpus bilden die mit den verschiedenen Händen der anonymen Schreiber, auf Deutsch verfassten Einträge ins als direkte Fortsetzung des Verzeichnisses *De proscriptis* aus den Jahren 1381–1412 anzusehende Proskriptionsregister *Hic notanter proscripti*, das im beginnenden 15. Jh. in der Stadtkanzlei Jauer¹ entstanden ist. Die gesamte deutsch-lateinische Untersuchungsbasis umfasst 85 Einträge, unter denen im genannten Zeitrahmen nur fünf auf Deutsch niedergeschrieben wurden.

Inhaltlich betreffen einzelne Einträge die Proskription einer Person, die durch den Jaurer Stadtrat auf Antrag des Gerichts erklärt wurde und danach ins Register einzuschreiben war. Proskribiert – geächtet, gebannt, verstoßen – wurden hingegen diejenigen Menschen, denen der Stadtrat das (Stadt-)recht wegen einer strafbaren Handlung entzog. Für damalige Freveltaten wurden hingegen Morde, Verletzungen, Verstümmlungen sowie Gewalttaten im weitesten Sinne gehalten. In den einzelnen Einträgen lassen sich auch die Umstände vorfinden, unter denen es zu einer Straftat kam, z. B. Tatort, Tageszeit sowie die das Verbrechen begleitenden Details, wie etwa Hilferufe oder Zetergeschrei. Daraufhin folgten die Auflistungen von Mordwaffen, zu denen Messer, Schwerter, Speiße, Bögen oder Armbrüste am häufigsten gehörten, was den Täter zusätzlich belasten sollte. Aus kulturwissenschaftlichem Blickwinkel sind diese Eintragungen also ein Spiegel, in dem sowohl soziale Verhältnisse als auch sich ereignende Spannungen zwischen den einzelnen Vertretern einer konkreten Gemeinschaft zu einem bestimmten Zeitpunkt auf einem bestimmten Gebiet erblickt und beobachtet werden können.

Im geschichtlichen Hintergrund jener Geschehnisse steht hinwieder die mittelalterliche Ostsiedlung², deren Anfang noch auf die Herrschaftszeit Karls des Großen (747/8–814) im 8. und 9. Jh. sowie Kaiser Ottos I. (912–973) im 10. Jh. zu datieren ist, als sie die ersten Slawen an Elbe, Saale und Oder niederrangen (vgl. Hampe 1921, S. 16–18; Zhirmunskij 1965, S. 62; Eggers 1969, S. 8; Ludat 2017, S. 250, 255, 257). Im Laufe der Jahrhunderte wurden übergroße Flächen des mittelalterlichen bzw. frühzeitlichen Mittel-, Ost- und Südosteuropa von dieser medialen Ausweitung des deutschsprachigen Raumes betroffen. Außer der fast alle Sphären des menschlichen Lebens betreffenden Aufwärtsentwicklung (u.a. Innenpolitik, Wirtschaft und Alltagsleben) brachten die Kolonisten, deren Zahl sich mit der Zeit in die Höhe schnellte, den soziokulturellen Fortschritt sowie das Rechtswesen mit sich (vgl. Grabarek 2004, S. 511f.), wessen einer der Reflexe unzählbare Lokationen mittel-, ost- und südosteuropäischer Städte nach dem Magdeburger Recht in Klempolen, Preußen, Schlesien oder sogar im heutigen Rumänien waren, wo das Deutsche als Kanzleisprache seine Anwendung fand, z. B. Krakau, Danzig, Thorn, Liegnitz, Oppeln, Hermannstadt (vgl. Wiktorowicz 1997, S. 101f.; 2017,

¹ Jauer (poln. Jawor) – eine der Kreisstädte in der polnischen Woiwodschaft Niederschlesien, 70 Kilometer westlich der Stadt Breslau.

² auch: *mittelalterlicher Landesausbau, Ostkolonisation*.

S. 11; Kaleta-Wojtasik 2017, S. 23f.; Owsiniński 2017a, S. 43ff.; 2018, S. 43ff.; Moskała/Owsiniński 2019, S. 201f.; Łopuszańska 2017, S. 65ff.; Grabarek 2017, S. 77ff.; Biaduń-Grabarek 2017, S. 97f.; Firyn 2017, S. 117; Just 2017, S. 137f.; Lasatowicz 2017, S. 147ff; Gabanyi 2000; Pakucs-Willcocks 2016, S. 7ff.). Eine der treffendsten Bemerkungen zu den oben skizzierten Ausführungen stammt aus der Feder von Sławomira Kaleta (1950–2016), die in einem ihrer Bücher Folgendes behauptet:

Die Erklärung für den Gebrauch der deutschen Sprache in der damaligen Hauptstadt Polens liegt in der Expansion deutscher Siedler aus verschiedenen deutschen Sprachlandschaften östlich von Elbe und Saale. Die omdt. Kolonialmundart, die sich allmählich zur Verkehrs- und Geschäftssprache entwickelte, wurde auch in Schlesien und darüber hinaus vom deutschen Patriziat und von vielen Handwerkern deutscher Abstammung in den Städten Kleinpolens verwendet. Nach Kraków mussten nach der Verleihung des Magdeburger Rechts seit Mitte des 13. Jh. zahlreiche Bürger aus Schlesien und dem Deutschen Reich eingewandert sein und ihre Sprache fand Eingang in die bis dahin weitgehend lateinischen Aufzeichnungen der Krakauer Stadtbücher. (Kaleta 2004, S. 32)

Neben den kulturwissenschaftlichen Inhalten, die dem Proskriptionsregister zu entnehmen sind, wird den Sprachforschern – insbesondere den Sprachhistorikern – auch der Einblick in die früheren Entwicklungsetappen der Sprache in deren authentischen Kontinuität sowie in ihrer historischen Wandelbarkeit auf allen Sprachebenen gewährt, was gewissermaßen mit dem unten angeführten Zitat von Ralph Waldo Emerson³ (1803–1882) konveniert: „Sprachen sind die Archive der Geschichte“.⁴ Um sich aber in diese Geschichte vertiefen zu können, muss man zuerst imstande sein, die Sprache aus der Geschichte – also aus den verklungenen Epochen – zu verstehen, worauf auch Hermann Paul (1846–1921) verweist, indem er aber gleichzeitig den sekundären Charakter der geschriebenen Sprache in den Vordergrund rückt:

Es ist wichtig für jeden Sprachforscher niemals aus den Augen zu verlieren, dass das Geschriebene nicht die Sprache selbst ist, dass die in Schrift umgesetzte Sprache immer erst einer Rückumsetzung bedarf. [...] Diese Rückumsetzung ist nur in unvollkommener Weise möglich [...]; soweit sie aber überhaupt möglich ist, ist sie eine Kunst, die gelernt sein will, wobei die unbefangene Beobachtung des Verhältnisses von Schrift und Aussprache, wie es gegenwärtig bei den verschiedenen Völkern besteht, große Dienste leistet. (Paul 1968, S. 373)

Das Ziel des vorliegenden, als Pilotstudie im Rahmen eines größeren Projekts konzipierten Beitrags ist ein Versuch, die bereits genannten Archivalien im Hinblick auf die Verschriftungstechniken der gesprochenen Sprache mit der Beachtung der fehlenden orthographischen Regeln zu analysieren sowie den

³ Ralph Waldo Emerson (1803–1882) – ein US-amerikanischer Philosoph und Schriftsteller.

⁴ Quelle: <https://www.aphorismen.de/zitat/4701> [Zugriff am 4.04.2020].

Entwicklungsstand bzw. die Entwicklungstrends der in Schlesien gebrauchten deutschen Sprache in ihrer omd.⁵ Mundart aus der ersten Hälfte des 15. Jh. darzustellen. Unausweichlich wird das Problem des Phonem-Graphem-Verhältnisses angeschnitten, wo Phoneme als realitätsferne Einheiten mit der Wortdifferenzierungsfunktion vorkommen (vgl. Wolff 1990, S. 276; Feret 2014, S. 13), während unter Graphemen die kleinsten, jene Ersteren auf der graphischen Ebene vertretenden und ihnen gewissermaßen gleichstehenden Elemente eines jeden Schreibsystems verstanden werden (vgl. Wolff 1990, S. 275; Coulmas 1996, S. 174; Owsinski 2017b, S. 33f.; Firyn/Owsinski 2020, S. 130f.).

2. *Traditio scripta* bei den Jaurer Kanzlisten

Die Entstehungszeit der zu analysierenden Schriftstücke berechtigt uns, sie der fnhd.⁶ Epoche zuzuordnen, wobei dazu noch anzumerken ist, dass dieses Entwicklungsstadium der deutschen Sprache eher als hypothetisches und vereinbartes Gerüst angesehen werden soll (kann). Daraus ergibt sich wiederum die mögliche Einreihung des Untersuchungskorpus unter die Schriftdenkmäler aus dem früheren artifiziellen und systematisierten Mhd.⁷, was mit der Persistenz eines jeden Lautwandels, der doch niemals plötzlich eintritt, im Zusammenhang steht (vgl. Paul/Mitzka 1963, S. 73ff.; Zhirmunskij 1965, S. 144ff.; Keller 1978, S. 272f.; Schmidt 1982, S. 169ff.; Szulc 1987, S. 132ff.; 2002, S. 137ff.; Kriegesmann 1990, S. 90ff.; Schmid 2013, S. 67ff.). Außer der Untersuchung der Verschriftlichung der konsonantischen Laute wird eine besondere Aufmerksamkeit auf die folgenden Neuerungen im Bereich des Vokalismus und des Nebenvokalismus gerichtet, obwohl die konsonantische Analyse stellenweise – z. B. bei der Beurteilung des Grades der Ausgleichsbewegungen innerhalb der Quantitätsverschiebungen – auch von nicht schätzbarem Wert ist und bei der Ermittlung der Vokallängen sehr behilflich sein kann:

– fnhd. standardsprachliche Monophthongierung: [ie, uo, ye] > [i:, u:, y:];
 – fnhd. standardsprachliche Diphthongierung: [i:, y:, u:] > [ai, ɔi, aʊ] und Fusion der alten und neu entstandenen Diphthonge:

mhd. [eê], [œu], [ou]

mhd. [i:], [y:], [u:]

> fnhd. [ai, ɔi, aʊ];

– fnhd. Senkung der hohen Monophthonge: [i, y, u] > [ɛ, œ, ɔ];

– fnhd. standardsprachliche Rundung: [e:, ε, i:, ɪ, ei/ai, iε] > [ø:, œ, y:, ʏ, œʏ, ʏε];

– fnhd. Entrundung: [ø:, œ, y:, ʏ, œʏ, ʏε] > [e:, ε, i:, ɪ, ei/ai, iε];

– fnhd. Dehnung der mhd. kurzen Monophthonge;

⁵ omd. – ostmitteldeutsch.

⁶ fnhd. – frühneuhochdeutsch.

⁷ mhd. – mittelhochdeutsch.

- fnhd. Kürzung der mhd. langen Monophthonge;
- Ausfall unbetonter Vokale im Wortinlaut und Wortauslaut (Synkopen und Apokopen).

2.1. Konsonantismus

Die stimmhaften Verschlusslaute /b, d, g/ werden graphisch als mhd. , <d>, <g> in allen Wortpositionen realisiert. Im Falle des <g> wird aber einmal sein Allograph (k) im Auslaut angetroffen, was als Ausdruck der schriftlich fixierten Auslautverhärtung anzusehen ist.

	<d>	<g>
<i>blutruenst, billich, burgen obilhandelunge, globite, derselbe, denselben, dy- selbe, geschreben, ob- geschreben, schreiben, roubes, gehabit, haben, dorumb, ummb, obge- schreben;</i>	<i>daz, das, den, dy, dy- selbe, deme, derselbe, dorumme, dorynne, do, bedinsten, dinge, mord- lich, pfanden, wider, munde, werden, adir, vynden, us geladen, lan- des, wunden, felde, und;</i>	<i>gegen, dergeheen, we- gen, czugefuet, geczo- gen, geslagen, folgeten, lange, geczeuge, burgen, slug;</i>
		(k) (Auslaut) <i>geczok;</i>

Die stimmlosen Plosive /k/ und /t/ (/p/ wurde nicht festgestellt) erscheinen nur als mhd. <k> im Anlaut oder als mhd. <t> in allen drei Positionen, wobei seine Varianten (th) im Anlaut sowie (tt) und (d) in den initialen und finalen Stellungen vorgefunden wurden:

<t>	<k>
<i>herovortrat, getun, toten, rechtin, schonte, houfe- richter, steen, gestanden, stat, egenante, czeter ge- schre, toten, bedinsten, gewalt, mit, nicht, ist, fol- leist, stat, czyt, recht, hat, hot, blutruenst, bekannt;</i>	<i>konyngliche, konigliche, Koufman, bekant, bekent- nisse;</i>

(th) (Anlaut)
thu^en, thuen;

(tt) (Inlaut, Auslaut)
hatte, hette, hatt;

(d) (Auslaut)
had;

Die mhd. <l>, <m> und <n> stehen in allen Wortstellungen und besitzen eher keine anderen Varianten [außer drei Belegen mit (mm) im In- und Auslaut: *ummb*, *dorumme*, *umm*]:

<l>	<m>	<n>
<i>lemde, langet, liegungen, us geladen, landes, in- loufe, ingeloufen, inlouf, lehen, lange, lesen gewalt, geweldiglich, obilhandelunge, slug, geslagen, gehulfen, globite, derselbe, den- selben, dyselbe, welchir; blutruenst, folgeten, gevolgit, felde, fleischer, alz, als sal, sol, volfurt;</i>	<i>mordlich, mit, mun- de, ungemach, myns, man, deme, lemde, namen ‚Name, -n‘, nomen ‚Name, -n‘, dorumb, genomen, um, im ‚ihm‘, im (Präp.), nam ‚(er) nahm‘, vom;</i>	<i>nicht, egenante, obgenante, namen ‚Name, -n‘, no- men ‚Name, -n‘, nam ‚(er) nahm‘, nach, nye, genomen, pfanden, munde, schonte, syms, egenante, obgenante, wunden, blutru^enst, konigli- che, bekentnisse, von, den, denselben, sons, son, zon, syn (Pron.), yn (Präp.), in ‚ihn‘, thuⁿ, getun, han, man, Koufman</i>

Mhd. /h/ wird mit <h> im Anlaut und mit (ch) in Verbindung /h + t/ im Inlaut wiedergegeben:

(h): *obilhandelunge, heyschen, her, hern, gehulfen, haben, hat, hot, had, hatt, hatte, hette, han, gehabit, hofe, houferichter, hoferichter, hofeschepphen, hoffescheppfin;*

(ch): *rechten, rechtin, gerecht, recht, nicht, bericht, gerichten, houferichter, hoferichter.*

Darüber hinaus kann ein äußerst subtiler und noch sehr inkonsequenter Versuch der Markierung der Länge des vorangehenden Vokals mithilfe des postvokalisches <h> bemerkt: *dergeheen, lehen.*

Das Digraph <ch> erscheint in medialer und finaler Stellung: *welchir, sachen, sich, ungemach.* In Verbindung /h + t/ steht (ch) auch als Alternant des <h>: *rechten, rechtin, gerecht, recht, nicht, bericht, gerichten, houferichter, hoferichter.*

Das mhd. <ʒ> wird als (ss) in der medialen Position und als <ʒ> bzw. (s) im Auslaut angetroffen: *geschessen, geschossen, daz, das, was, ows, aws, us geladen.*

Während die Affrikate [pf] = mhd. <pf> die Gestalt <pf> in initialer Position und (pph) bzw. (ppf) in der medialen Stellung annimmt: *pfanden, hofeschepphen, hoffescheppfin*, kommt die im An- und Inlaut festgestellte Verschlussreibe-laut [ts] in seinen zwei visuellen Realisationswiderspiegelungen vor: (cz): *czugesteen, czu, czugefuget, czwu, czyt, czeter geschre, geczogen, geczok, geczeuge, czweyen, geschuczet; (ttz): jettzen.*

Mhd. <f> erscheint ausnahmslos als <f> im In- und Auslaut: *gehulfen, inloufe, ingeloufen, Koufman, uf, doruf, inlouf.*

Mhd. <w> ist als <w> in initialer Position anzutreffen: *wider, wedir, werden, wegen, wissen, wy, welchir, was, wunden, wir, gewalt, geweldiglich*, während <v> im An- und Inlaut entweder durch <v>: *vrevil, vrefil, von, vom, volleist, vynden, vindet, volfurt, volfurt, gevolgit, vrevil, frevel* oder (f): *vrefil, frefelich, hofe, houferichter, hoferichter, houfeschepphen, hoffescheppfin* realisiert wird.

<w> kann ebenfalls in der Schreibung des Diphthongs [au] erblickt werden, der als (aw) bzw. (ow) graphisch dargestellt wird: *aws, ows* (vgl. Kap. 2.2.2).

Mhd. <sch> ist als <sch> in der Initial- und Medialstellung zu begegnen: *schonte, czeter geschre, geschessen, geschossen, geschuczet, geschreiben, obgeschreiben, schreiben, houfeschepphen, hoffescheppfin, heyschen, fleischer*. Die Sequenzen [ʃl] und [ʃt] treten ausnahmslos als (sl) und (st) auf: *slug, geslagen, czugesteen, steen, gestanden, stat*, obwohl die Monophonematisierung der Phonemfolge /sk/ und somit die Entstehung des /ʃ/ über hundert Jahre früher begann (vgl. Szulc 1987, S. 179f.; Morciniec 2015, S. 80f.)

Mhd. <s> kann als <s> in jeder Wortposition bzw. (z) im An- und Auslaut vorgefunden werden: *syme, syns, syn, seym, derselbe, denselben, dyselbe, sons, son, sal, sol, sich, sachen, zon, ist, volleist, folleist, blutruenst, bedinsten, unsers, lesen, als, alz*.

Das in allen Stellungen vorkommende mhd. Graphem <r> besitzt keine anderen Varianten: *rechten, rechtin, gerecht, recht, bericht, gerichten, houferichter, hoferichter, roubes, blutruenst, mordlich, werden, herovortrag, iren, vrevil, vrefil, frefelich czeter geschre, geschreiben, obgeschreiben, schreiben, volfurt, foren, hern, burgen, her, derselbe, denselben, wir*.

Das nicht alternierende mhd. <j> wird lediglich in der Initialposition gebraucht: *jettzen*.

2.2. Vokalismus

Unter den Kurzvokalen [a], [ɛ] (</e/), [ɛ] (</ë/), [ɪ], [ʊ], [ʏ], [ɔ] wurden keine häufigen Belege mit den Alternanzen festgestellt, d. h. in der Mehrheit von ihnen sind vorwiegend die Hauptvarianten zu begegnen, obwohl sich auch manche Inkonsequenzen stellenweise vorfinden lassen {<i> bzw. (y), <u> bzw. (u^e) zum Ausdruck des [ʊ], (u) bzw. (o) als Realisierung des [ʏ], <o> bzw. (u) als Wiedergabe des [ɔ]}, deren Gebrauchsfrequenz unbestimmbar ist:

[a] = <a>: *obilhandelunge, gewalt, daz, egenante, obgenante, hatte, man, was, stat, hat, hatt, langet, lange, landes, ungemach, gestanden, bekannt;*

(o): *hot;*

[ɛ] (</e/) = <e>: *houfeschepphen, hoffescheppfin, bekentnisse, geweldiglich, hette;*

[ɛ] (</ë/) = <e>: *rechten, rechtin, recht, welchir, , derselbe, dyselbe, denselben, felde;*

[i] =	<i>:	<i>ist, im (Pröp.), wider, wissen, mit, bericht, gerichten, houferichter, vindet, sich, billich;</i>
(y):		<i>yn (Pröp.), dorynne, vynden;</i>
[u] =	<u>:	<i>und, um, umm, dorumme, dorumb, ummb, unsers, munde, wunden, burgen;</i>
(u ^o):		<i>blutru^enst;</i>
[y] =	(u):	<i>geschuczet;</i>
(o):		<i>obilhandelunge;</i>
[ɔ] =	<o>:	<i>obgenante, mordlich, von, volleist, folleist, geschessen, geschossen, volfurt, foren, folgeten, gevolgit, genomen, vom;</i>
(u):		<i>gehulfen.</i>

Die Langvokale [a:] und [e:] zeigen ebenfalls keinen Variantenreichtum auf: Sie werden mit <a> und <e> realisiert, z. B. *nach, egenannte*.

2.2.1. Fnhd. standardsprachliche Monophthongierung: [ie, uo, ye] > [i:, u:, y:]

Die Niederschrift der anderen langen Vokale, die sich infolge der fnhd. Monophthongierung entwickelten, lässt schon mehrere Lautverschriftungsmöglichkeiten erblicken, was höchstwahrscheinlich mit der geographischen Verbreitung dieser bereits gegen Ende des 11. Jh. im rheinfränkischen – also im wmd.⁸ – Gebiet aufkeimenden Neuerung sowie mit dem Grad ihrer Durchsetzung in den omd. Mundarten, in denen sie in den Archivalien der Prager, Breslauer, Krakauer und Thorner Stadtkanzleien erst aus dem 14. Jh. festgestellt werden kann (vgl. Boková 1993, S. 183f.; Arndt 1898, S. 80f.; Wiktorowicz 2017, S. 15; Kaleta 2004, S. 25ff.; Owsinski 2017a, S. 50; 2018, S. 49; Grabarek 1984, S. 68ff.). Die unterschiedlichen Graphien sind sonach eher mit der Unsicherheit der Schreiber in der Zeit des Lautwandelintritts und während des Übergangsstadiums zu erklären. Die konkreten Niederschriftmöglichkeiten scheinen willkürlich zu sein und lassen sich somit kaum bestimmen:

[ie] > [i:] = <ie>	[uo] > [u:] = <u>	[ye] > [y:] = <ü>
Inlaut	Inlaut	Inlaut
(i): <i>bedinsten;</i>	<i>slug, blutru^enst;</i>	(u): <i>czugefuget, volfurt;</i>
(ye): <i>nye;</i>	(ue): <i>thuen;</i>	
(ew): <i>dewbe;</i>	(u ^e): <i>thu^en;</i>	
	Auslaut	
	<i>czugesteen, czu,</i>	
	<i>czugefuget;</i>	
	(wu): <i>czwu;</i>	

⁸ wmd. – westmitteldeutsch.

2.2.2. Fnhd. standardsprachliche Diphthongierung: [i:, y:, u:] > [ai, əi, au] und Fusion der alten und neuen Diphthonge

Die analysierten Belege weisen eindeutig nach, dass die Einträge des Proskriptionsregisters zur Zeit des Lautwechseleintritts niedergeschrieben wurden. Zu einer solchen Konstatierung kann man anhand der schriftlichen Fixierung einzelner Laute kommen, die anfangs noch als lange Monophthonge erscheinen, was mit der von Wiktorowicz (2011, S. 63) durchgeführten Forschung der Krakauer Kanzleisprache übereinstimmt). Erst die Schreibung in den Eintragungen aus den Jahren nach 1413 lässt die diphthongierten Laute erkennen, obwohl eine ziemlich hohe Variabilität konkreter Allophone und keine eiserne Konsequenz der Niederschrift⁹ festgestellt werden können. Dies hängt natürlicherweise auch mit der Bindung des Schreibers an die konventionelle – also ältere – Schreibung oder dessen Unsicherheit beim Schreiben zusammen:

[i:] > [ai] = <ei> Anlaut (i): <i>inloufe, ingeloufen, inlouf</i> ;	[u:] > [au] = <au> Anlaut (u): <i>us geladen, uf, doruf</i> ; (aw): <i>aws</i> ; (ow): <i>ows</i> ;	[y:] > [əi] = <eu> Inlaut (ei): <i>schreiben</i> ; (ey): <i>seym</i> ; (y): <i>syme, syns, syn, myns, czyt</i> ;
Auslaut (y): <i>by</i> ;		Inlaut <eu>: <i>geczeuge</i> ;

Im Kontext der fnhd. Diphthongierung steht auch die Fusion der alten und neu entstandenen Diphthonge, die als ihre natürliche Folge angesehen werden soll. Dieser Zusammenfall fing in der ausklingenden mhd. Epoche an, was zuerst in den obd. Schriftdenkmälern (Öffnung der alten Diphthonge zu [ai] und [au]) zu bemerken ist. Zwar sind die Bestrebungen der damaligen Schreiber zu sehen, die Herkunft bestimmter Diphthonge in der Graphie noch im beginnenden Fnhd. zu signalisieren, aber die späteren Archivalien zeigen die schon variierenden Schreibungen auf, die die Provenienz der Zwielaute wirksam verschleiern (vgl. Grabarek 2017: 89). Im untersuchten Korpus werden noch die Versuche angetroffen, den mhd. Diphthong [ou] vom fnhd. Zwielaute [au] in der Graphie streng zu unterscheiden, weil der erstere immer in Gestalt (ou) und der andere entweder als (aw) oder (ow) erscheint. Was die Diphthonge: mhd. [eê] und fnhd. [ai] anbetrifft, so

⁹ Im Jahre 1413 und auch später wird *uf*, *auf* stets gebraucht, an dem keine Diphthongierung sichtbar ist.

fallen ihre graphischen Äquivalente erst in den Belegen aus der Zeit nach 1413 zusammen (vgl. auch Kap. 2.2.2), z. B.

- mhd. [eê] = <ei>, (ey): *volleist, folleist, fleischer, orteil, eyne, eyner, eyne, heyschen, czweyen*;
- mhd. [i:] > fnhd. [ai] = <ei>, (ey): *schreiben, seym* (vor 1413 noch *syme* oder *by*);
- mhd. [ou] = (ou): *roubes, inloufe, ingeloufen, inlouf, Koufman*;
- mhd. [u:] > fnhd. [au] = (aw), (ow): *aws, ows*.

2.2.3. Fnhd. Senkung der hohen Monophthonge: [ɪ, ʏ, ʊ] > [ɛ, œ, ɔ]

Die von der Lautdistribution abhängige Senkung der hohen Vokale, die in der Kombination /m, n, l, r/ + Konsonant im 12. Jh. zuerst im Mittelfränk.¹⁰ und Hess.¹¹ erschien, ist im Omd. sowie im Obd.¹² seit dem 14. Jh. zu erwarten (vgl. Moser 1929, S. 137ff.). Das Schles.¹³ erreichte sie nicht eher als im 16. Jh. (vgl. Arndt 1898, S. 28). Somit ist es nicht verwunderlich, dass nur einige wenige, diesen Lautwandel illustrierende Belege im hier analysierten Untersuchungskorpus angetroffen wurden, z. B.

- [ʊ] > [ɔ] = <o>: *sol*;
- [ʊ] > [ɔ] > [o:] (nach der Senkung und darauffolgenden Dehnung): *sons, son, zon*;
- [ʏ] > [œ] > [ø:] (nach der Senkung und darauffolgenden Dehnung): *konyngliche, konigliche*, wobei die fehlende, für das Md.¹⁴ symptomatische Umlaut-Markierung augenfällig ist.

2.2.4. Fnhd. standardsprachliche Rundung und fnhd. Entrundung

Die wegen der konsonantischen Umgebung (in Begleitung von [f, f, w, l, n]) eintretende Rundung, infolge deren die ungerundeten Vokale ihre zusätzliche labiale Artikulation erwarben: [e:, ɛ, i:, ɪ, ei/ai, ie] > [ø:, œ, y:, ʏ, œʏ, ʏɛ], ist erst in den alem.¹⁵ und schwäb.¹⁶ Archivalien aus dem 13. Jh. festzustellen. Einhundert Jahre später kann sie wiederum im md. Sprachraum vorgefunden werden. Aufgrund dessen lässt sich die Feststellung formulieren, dass diese Sprachneuerung ziemlich neu und frisch auf dem Gebiet um Jauer war, was die fehlenden Bei-

¹⁰ mittelfränk. – mittelfränkisch.

¹¹ hess. – hessisch.

¹² obd. – oberdeutsch.

¹³ schles. – schlesisch.

¹⁴ md. – mitteldeutsch.

¹⁵ alem. – alemannisch.

¹⁶ schwäb. – schwäbisch.

spiele dafür in den untersuchten Schriftstücken bestätigen, z. B. *houfeschepphen*, *hoffescheppfin*.

Die entgegengesetzte, eher mundartliche Entrundung der gerundeten Vokale: [ø:, œ, y:, ʏ, œʏ, ʏɛ] > [e:, ε, i:, ɪ, eɪ/aɪ, iɛ], deren Herd in den bair.¹⁷ Dialekten des 12. Jh. zu verorten ist, gelangte zu Omd. erst im ausgehenden 16. Jh. oder schon zu Beginn des 17. Jh. Da die analysierten Proskriptionseinträge viel früher entstanden sind, ist es unmöglich, eine Formulierung zur Präsenz der Spuren dieses Lautwandels in den Jaurer Archivalien formulieren zu können.

2.2.5. Veränderungen im Bereich der Vokalquantität

Die Quantitätsverschiebungen umfassen den Dehnungsprozess der ursprünglich kurzen Vokale mit dem Hauptton in den offenen Silben sowie die Kürzung der einst langen Vokale in den akzentuierten geschlossenen Silben. Sowohl der eine als auch der andere begann im 12. Jh., nur dass ihre geographischen Herde sind total woanders zu lokalisieren: Während das Wmd. (genauer: das Niederfränk.¹⁸) als Fokus der Dehnung gilt, aus dem sie sich im Laufe eines Jahrhunderts wellenweise auf den omd. Sprachraum übertrug, um letztendlich das ganze hd.¹⁹ Gebiet im 15. Jh. zu erreichen, ist die Quelle der Kürzung in den md. Mundarten: im Omd., Ostfränk.²⁰ und Nordhess.²¹ zu suchen, aus denen sie sich auf das Obd. ausbreitete.

Es sei jedoch an dieser Stelle anzumerken, dass die phonematisch-graphematischen Untersuchungen in Bezug auf die Dauer der Vokale zu den einfachsten Aufgaben der Sprachhistoriker gar nicht gehören: Die Schwierigkeiten bereiten nämlich die fehlenden konventionalisierten Schriftsignale, dank denen es möglich ist, die Vokalquantität eindeutig und hundertprozentig zu entziffern. Aus diesem Grunde ist der Sprachforscher lediglich auf äußerst subtile Schreibungsfeinheiten angewiesen, anhand deren man den Grad der Durchführung konkreter Lautveränderungen sehr vorsichtig beurteilen kann. Dabei soll noch mitberücksichtigt werden, dass die Vielfalt der schriftlichen, die gesprochene Sprache graphisch kodierenden Lösungen

[...] von den zahlreichen mühsamen Versuchen seitens des Schreibers (bzw. der Schreiber) [zeugt], die dezentesten Eigenheiten der lebendigen Rede, der die Vokallänge und -kürze zugerechnet werden, möglichst genau visuell darzustellen. Die Alternanz bestimmter Lösungen lässt wiederum den Schluss zu, dass der Schreibende ständig auf der Suche nach der möglichst besten Option für die schriftliche Fixierung eines gegebenen Lautes war. (Owsiński 2019, S. 77)

¹⁷ bair. – bairisch.

¹⁸ niederfränk. – niederfränkisch.

¹⁹ hd. – hochdeutsch.

²⁰ ostfränk. – ostfränkisch.

²¹ nordhess. – nordhessisch.

In Anlehnung an Grabarek (2017, S. 91) sind die Quantitätsalternanzen eine solche Erscheinung, die immer im Lichte paralleler Erscheinungen unter die Lupe genommen werden muss. In Betracht kommt beispielsweise die Rückgängigmachung des grammatischen Wechsels im Rahmen der konsonantischen Ausgleichsbewegungen, dank denen es möglich wird, den Zustand der Realisierung von fhhd. vokalischen Neuerungen zu beobachten.

Was die Dokumente aus Jauer anbelangt, so muss mit hoher Wahrscheinlichkeit angenommen werden, dass die quantitativen Veränderungen in der schriftlich fixierten deutschen Sprache des 15. Jh. realisiert wurden. Zwar lassen sich eigentlich keine Quantitätsindikatoren in Gestalt der Verdoppelung der Buchstaben zum Ausdruck eines langen Vokals oder in Form verdoppelter konsonantischer Buchstaben zum Ausdruck der Kürze eines vorangehenden Vokals, aber bei der Berücksichtigung gleichlaufender Erscheinungen sowie ähnlicher geographischer und sprachlicher Umstände – wie etwa derselbe Sprach- und Kulturkreis (hier Mittel- und Osteuropa) – können einige Schlüsse über die Dauer der Vokale gezogen werden:

- Dehnung:
 - [a] > [a:]: *herovortrat, nam ‚(er) nahm‘, namen ‚Name, -n‘, us geladen, geslagen, haben, gehabt, war; der, dez, derselbe, deme, den, denselben, vrefil, vrefelich, frefel, gegen;*
 - [ɛ] (< /ɛ/) > [e:]: *werden, wegen, lesen;*
 - [ɛ] (< /ë/) > [e:]: *im ‚ihm‘, in ‚ihn‘, iren, wir, dy;*
 - [ɔ] > [o:]: *vor, hervortrat, geczogen, geczok;*
 - [ʊ] > [ɔ] > [o:]²²: *sons, son, zon;*
- Kürzung:
 - [e:] > [ɛ]: *her, hern.*

Der triftigste Beweis für die Realisierung der Quantitätsverschiebungen ist aber die vorgefundene präteritale Form des Verbs *sein*: *war*, bei dem es zum sichtbaren Ausgleich des grammatischen Wechsels kam (!).

Was die Kürzung anbetrifft, so sei anzumerken, dass die in der Schreibung konsequent sichtbaren, auf die Vokalkürze hinweisenden Konsonantencluster erst im 16. Jh. von den Stadtkanzlisten eingeleitet wurden (vgl. Moser 1929, S. 79–82). Die omd., ostfränk. und nordhess. Provenienz dieses Lautwandels lässt aber mit hohem Sicherheitsgrad mutmaßen, dass er in der Mitte des 15. Jh. auch in Jauer angefangen haben und realisiert worden sein muss.

²² Nach der Senkung und darauffolgenden Dehnung.

2.3. Nebensilbenvokalismus

Das reduzierte [ə] ist im Auslaut immer als <e> zu begegnen: *munde, inloufe, felde, hofe, dinge, geczeuge, bekentnisse, schonte, egenante, obgenante, hatte, hette, eyne, alle, lemde, derselbe, konyngliche, konigliche, lange.*

Die übrigen mhd. Endsilben <-el>, <-en>, <-er>, <-es>, <-et> und <-ec> erscheinen entweder in ihren Formen mit dem Schwa-Laut (und dann in der Schreibung <-e->) oder noch mit dem nicht zu [ə] reduzierten (-i-). Die Gebrauchskonsequenz bestimmter Varianten lässt sich aber keinesfalls bestimmen, z. B. *frevel* : *vrefil*, *rechten* : *rehtin*, *folgeten* : *gevolgit*. Mhd. <-ec> nimmt auch einmal die Gestalten (-ich) und (-yng) an.

<-el>	<-en>	<-er>	<-es>	<-et>
<i>tofel, frefe- lich, frevel;</i>	<i>heyschen, wissen, ha- ben, wunden, iren, houfe- schepphen, burgen, rech- ten, toten, wegen;</i>	<i>eyner, wider, unser, cze- ter geschre, fleischer, houferichter, hoferichter;</i>	<i>landes, rou- bes;</i>	<i>czugefuget, vindet, langet, geschuczet, folgeten;</i>
(-il)	(-in)	(-ir)		(-it)
<i>vrevil, vrefil, obilhandelun- ge, tofil;</i>	<i>rehtin, hoh- stin, hofe- schepffin;</i>	<i>wedir, adir, welchir;</i>		<i>globite, han- git, gehabit, gevolgit;</i>
<-ec> = (-ig), (-ich), (-yng)				
<i>konigliche, geweldiglich, billich, ko- nyngliche;</i>				

Sporadisch sind auch Synkopen sichtbar: <-en>: *hern*; <-es>: *syns, myns, unser*; <-et>: *bericht* (<(er) berichtet), *volfurt*.

Die vereinzelt angetroffenen Vorsilben erscheinen in ihren gegenwärtigen Gestalten, obwohl die mhd. Vorsilbe <er-> (= [ɛr̥-]) mit dem anlautenden [d-] vorkommt, was als bair., omd. und ostfränk. Eigentümlichkeit anzusehen ist (vgl. Jungandreas 1987, S. 9ff.; Kaleta 2004, S. 77). Überdies wird einmal die Synkopierung festgestellt: *globite*.

<be->	<ge->	<er-> = (der-)
<i>bericht bekant, bekentnisse;</i>	<i>gewalt, czeter geschre, gerecht, ungemach, ege- nante, getun, czugefuget, gevolgit, ingeloufen;</i>	<i>dergehen;</i>

3. Fnhd. dialektale Innovationen

Außer den obigen standardsprachlichen fnhd. Neuerungen wurden auch etliche mundartliche Schattierungen bemerkt, die jedoch inkonsequent vorkommen, weil es auch solche Formen gibt, die sich in der Standardsprache durchgesetzt haben, z. B. *sal* : *sol* (vgl. Kap. 2.2.3), *haben* : *han* ‚haben‘, *nomen* ‚Name, -n‘ : *namen* ‚Name, -n‘, *in* ‚ihn‘ : *en* ‚ihn‘, (vgl. Kap. 2.2.5):

- Monophthongierung des alten Diphthongs [eê] > [e:] = <e>: *czeter geschre*;
- Senkung [i:] > [e:] = <e>: *en* ‚ihn‘, *geschreben*, *obgeschreben*;
- schlesische Kontraktion: [a:] = <a>: *han* ‚haben‘;
- Verdumpfung [a:] > [o:] = <o>: *dorumb*, *dorynne*, *doruf*, *do*, *nomen* ‚Name, -n‘;
- Öffnung des [o] / [ɔ] > [a] und des [o:] > [a:] : *adir*, *sal*.

4. Abschließendes

Der oben dargestellten phonematisch-graphematischen Analyse sowie den angeführten Beispielen lässt sich unleugbar entnehmen, dass der Text der Jaurer Proskriptionseinträge aus der ersten Hälfte des 15. Jh. im omd. Dialektkreis schlesischer Tradition entstanden ist. Dies wird anhand der erwarteten standardsprachlichen fnhd. Sprachzüge und Lautwandelprozesse sowohl im Bereich des Vokalismus und Nebensilbenvokalismus als auch im Konsonantismus bewiesen, die in den Eintragungen angetroffen wurden. Auf sich zieht die Aufmerksamkeit auch die Tatsache, dass die Texte in der Übergangsperiode verfasst wurden, was am Beispiel der noch fehlenden – aber hier und da jedoch vorgefundenen – Diphthongierung der mhd. [i:, y:, u:], der in der Schrift nicht markierten Labialisierung der ungerundeten Vokale oder der Inkonsequenzen in der Niederschrift der Endsilben, die auf die Unsicherheit der Schreiber bei der Textverfassung zurückzuführen sind, veranschaulicht wird.

Für die Einreihung dieser Schriftdenkmäler unter die Dokumente schlesischer Prägung sprechen wiederum:

- die Monophthongierung der mhd. Diphthonge zu langen Vokalen [ie, uo, ye] > [i:, u:, y:];
- die überwiegende Präsenz der mhd. langen Vokale [i:, y:, u:] in Gestalt der langen Monophthonge (also noch keine Diphthongierung);
- die in der Schrift widerspiegelte beginnende Senkung der mhd. kurzen Vokale [ɪ, ʏ, ʊ] > [e, œ, ɔ];
- im Konsonantismus: die variierenden Schreibungsmöglichkeiten der Wiedergabe der obd. Affrikate [pf] im Wortinlaut als [pph] und [ppf] (im Schlesischen vorwiegend [pp] im In- und Auslaut, Wiktorowicz 2011, S. 63).

Überdies sind etliche mundartliche Neuerungen des Fnhd. anzutreffen, wie etwa Verdumpfung [a:] > [o:], Monophthongierung des alten Diphthongs [eê] > [e:], schlesische Kontraktion, Öffnung des [o] / [ɔ] > [a] und des [o:] > [a:] sowie Senkung [i:] > [e:] (vgl. Kap. 3).

Die ziemlich hohe Anzahl von den Schreibungsinkonsequenzen lässt sich dagegen mit dem konservativeren Wesen der Schrift erläutern, die sich doch immer viel langsamer entwickelt als die lebendige, der nicht einzubremsenden Entwicklung unterliegende gesprochene Sprache.

LITERATURVERZEICHNIS

- Arndt B. (1898), *Der Übergang vom Mittelhochdeutschen zum Neuhochdeutschen in der Sprache der Breslauer Kanzlei*. In: *Germanistische Abhandlungen* 15. Breslau: M. & H. Marcus, S. 514–516.
- Biaduń-Grabarek H. (2017), *Zur Realisierung der mundartlichen frühneuhochdeutschen Neuerungen im Schöffebuch der Alten Stadt Thorn (1363–1443)*. In: *Sprache der deutschsprachigen Kanzleien in der frühneuhochdeutschen Zeit im südlichen Ostseeraum*, Teil 1, *Phonologische und graphematische Ebene*. Frankfurt am Maine: Peter Lang, S. 97–115.
- Boková H. (1993), *Zur Sprache der deutschen Urkunden der südböhmischen Adelsfamilie von Rosenberg (1310–1411)*. In: *Beiträge zur Erforschung der deutschen Sprache* 1. Leipzig: VEB Bibliographisches Institut, S. 171–189.
- Coulmas F. (1996), *The Blackwell Encyclopaedia of Writing Systems*. Oxford: Blackwell Publishers.
- Eggers H. (1969), *Deutsche Sprachgeschichte III. Das Frühneuhochdeutsche*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Feret A.S. (2014), *Lautsubstitutionen in den lexikalischen Entlehnungen aus dem Deutschen ins Polnische. Eine Studie am Lehngut des 20. Jahrhunderts*. Kraków: Wydawnictwo Uniwersytetu Jagiellońskiego.
- Firyn S. (2017), *Zur Realisierung der frühneuhochdeutschen standardsprachlichen Diphthongierung und Monophthongierung im Schöffebuch der Alten Stadt Thorn (1363–1443)*. In: *Sprache der deutschsprachigen Kanzleien in der frühneuhochdeutschen Zeit im südlichen Ostseeraum*, Teil 1, *Phonologische und graphematische Ebene*. Frankfurt am Maine: Peter Lang, S. 117–131.
- Firyn S., Owsiniński P.A. (2020), *Sprache der deutschsprachigen Kanzleien in der frühneuhochdeutschen Zeit im südlichen Ostseeraum*. Teil 2. *Morphologische Ebene. Zu den Kategorien des Adjektivs und den Ablautklassen*. Berlin: Peter Lang.
- Gabanyi A.U. (2000), *Geschichte der Deutschen in Rumänien. Informationen zur politischen Bildung 267 Aussiedler*, Bonn, <https://www.siebenbuerger.de/portal/land-und-leute/siebenbuerger-sachsen/#a1> [Zugriff am 4.04.2020].
- Grabarek J. (1984), *Die Sprache des Schöffebuches der Alten Stadt Toruń*. Rzeszów: Wydawnictwo WSP.
- Grabarek J. (2004), *Die Ostkolonisation im westslawischen und baltischen Sprachraum bis 1350*. In: *Werte und Wertungen. Sprach-, Literatur- und kulturwissenschaftliche Skizzen und Stellungnahmen. Festschrift für Eugeniusz Tomiczek zum 60. Geburtstag*. Wrocław: Oficyna Wydawnicza ATUT – Wrocławskie Wydawnictwo Oświatowe, S. 504–512.
- Grabarek J. (2017), *Zur Realisierung der standardsprachlichen vokalischen Neuerungen des Frühneuhochdeutschen im Text der Protokolle des Generallandtags von Preußen Königlichen Anteils (1527–1528)*. In: *Sprache der deutschsprachigen Kanzleien in der frühneuhochdeutschen*

- Zeit im südlichen Ostseeraum, Teil 1, Phonologische und graphematische Ebene.* Frankfurt am Maine: Peter Lang, S. 78–94.
- Hampe K. (1921), *Der Zug nach Osten. Die koloniasatorische Großtat des deutschen Volkes im Mittelalter.* Leipzig–Berlin: Teubner.
- Jungandreas W. (1987), *Zur Geschichte der schlesischen Mundart im Mittelalter.* Stuttgart: Franz Steiner Verlag.
- Just A. (2017), *Zur Graphemik der Liegnitzer Kanzleisprache in der frühneuhochdeutschen Zeit.* In: *Sprache der deutschsprachigen Kanzleien in der frühneuhochdeutschen Zeit im südlichen Ostseeraum, Teil 1, Phonologische und graphematische Ebene.* Frankfurt am Maine: Peter Lang, S. 135–146.
- Kaleta S. (2004), *Graphematische Untersuchungen zum Codex Picturatus von Balthasar Behem.* Kraków: Wydawnictwo Uniwersytetu Jagiellońskiego.
- Kaleta-Wojtasik S. (2017), *Schreibgewohnheiten in der deutschen Kanzleisprache Karakus im 16. Jahrhundert.* In: *Sprache der deutschsprachigen Kanzleien in der frühneuhochdeutschen Zeit im südlichen Ostseeraum, Teil 1, Phonologische und graphematische Ebene.* Frankfurt am Maine: Peter Lang, S. 23–41.
- Keller R.E. (1978), *The German Language.* London–Boston: Faber & Faber.
- Kriegesmann U. (1990), *Die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache im Widerstreit der Theorien.* Frankfurt am Maine: Peter Lang.
- Lasatowicz M.K. (2017), *Das Oppelner Urbarium vom Jahre 1566, eine Urkunde in der ostmitteldeutschen Schreibtradition.* In: *Sprache der deutschsprachigen Kanzleien in der frühneuhochdeutschen Zeit im südlichen Ostseeraum, Teil 1, Phonologische und graphematische Ebene.* Frankfurt am Maine: Peter Lang, S. 147–155.
- Ludat H. (2017), *Słowianie polabscy i marchie nadlabskie jako problem europejskiej historii.* In: *Powojenna mediewistyka niemiecka.* Poznań: Wydawnictwo Nauka i Innowacje, S. 250–263.
- Łopuszańska G. (2017), *Zur Danziger Kanzleisprache im Mittelalter.* In: *Sprache der deutschsprachigen Kanzleien in der frühneuhochdeutschen Zeit im südlichen Ostseeraum, Teil 1, Phonologische und graphematische Ebene.* Frankfurt am Maine: Peter Lang, S. 63–75.
- Moser V. (1929), *Frühneuhochdeutsche Grammatik – Lautlehre, 1. Hälfte: Orthographie, Betonung, Stammsilbenvokale.* Heidelberg: Winter.
- Moskała P., Owsński P.A. (2019), *Zum schlesischen Dialekt in Kleinpolen anhand der Sprachanalyse ausgewählter Juramenta aus dem 15. Jahrhundert,* „Germanica Wratislaviensia. Das Universelle und das Spezifische“, Nr. 144. Wrocław: Wydawnictwo Uniwersytetu Wrocławskiego, S. 199–212.
- Owsński P.A. (2017a), *Das Schlesische in Krakau – Versuch einer graphematischen Analyse der Krakauer Hutmacherstatuten.* In: *Sprache der deutschsprachigen Kanzleien in der frühneuhochdeutschen Zeit im südlichen Ostseeraum, Teil 1, Phonologische und graphematische Ebene.* Frankfurt am Maine: Peter Lang, S. 43–60.
- Owsński P.A. (2017b), *Graphematische Untersuchungen zur ostdeutschen Apostelgeschichte aus dem 14. Jahrhundert.* Frankfurt am Maine: Peter Lang.
- Owsński P.A. (2018), *Das Deutsche in der Krakauer Stadtkanzlei im 15. Jahrhundert im Spiegel der Sprachanalyse ausgewählter Willküren,* „Acta Universitatis Lodzianis. Folia Germanica“, Nr. 14, *Germanistisches Potpourri.* Łódź: Wydawnictwo Uniwersytetu Łódzkiego, S. 43–55.
- Owsński P.A. (2019), *Vokalquantitätsverschiebungen in ausgewählten Dorfwillküren aus dem 17. und 18. Jh. Eine graphematisch-phonematische Studie,* „Acta Universitatis Wratislaviensis. Studia Linguistica“, Nr. 38. Wrocław: Wydawnictwo Uniwersytetu Wrocławskiego, S. 67–79.
- Pakucs-Willcocks M. (2016), *Einleitung.* In: *Fünfter Band: „zu urkundt in das Stadbuch lassen einschreiben“.* Die ältesten Protokolle von Hermannstadt und der Sächsischen Nationsuniversität (1522–1565). Hermannstadt–Bonn: Schiller Verlag, S. 7–15.

- Paul, H. (1968), *Prinzipien der Sprachgeschichte*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag.
- Paul H., Mitzka W. (1963), *Mittelhochdeutsche Grammatik*. Tübingen: Niemeyer Verlag.
- Schmid H.U. (2013), *Einführung in die deutsche Sprachgeschichte*. Stuttgart: J. B. Metzler.
- Schmidt W. (1982), *Deutsche Sprachkunde. Ein Handbuch für Lehrer und Studierende mit einer Einführung in die Probleme des sprachkundlichen Unterrichts*. Berlin: Volk und Wissen.
- Szulc A. (1987), *Historische Phonologie des Deutschen*. Tübingen: Niemeyer Verlag.
- Szulc A. (2002), *Geschichte des standarddeutschen Lautsystems. Ein Studienbuch*, Bd. 1. Wien: Praesens.
- Wiktorowicz J. (1997), *Die deutsche Sprache in Krakau im 16. Jahrhundert*. In: *Deutschsprachige Kanzleien des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit*. Bydgoszcz: Wydawnictwo Uczelniane WSP, S. 99–103.
- Wiktorowicz J. (2011), *Die deutsche Sprache in den Krakauer Stadtbüchern des 15. und 16. Jahrhunderts*. In: *Krakauer Kanzleisprache. Forschungsperspektiven und Analysemethoden*. Warszawa: Zakład Graficzny Uniwersytetu Warszawskiego, S. 61–71.
- Wiktorowicz J. (2017), *Die graphematisch-phonologische Analyse der deutschen Sprache in der Krakauer Kanzleisprache im 14. Jahrhundert*. In: *Sprache der deutschsprachigen Kanzleien in der frühneuhochdeutschen Zeit im südlichen Ostseeraum*, Teil 1, *Phonologische und graphematische Ebene*. Frankfurt am Main: Peter Lang, S. 11–22.
- Wolff G. (1990), *Deutsche Sprachgeschichte*. Tübingen: Francke.
- Zhirmunskij V.M. (1965), *Istorija nemeckogo jazyka*. Moskva: Vysshaja shkola.

*Agnieszka Pietrzak**

FACHTERMINOLOGIE DES POLNISCHEN STRAFGESETZBUCHES IN DEUTSCHEN ÜBERSETZUNGEN

SPECIALIZED TERMINOLOGY OF THE POLISH PENAL CODE IN GERMAN TRANSLATIONS

(Summary)

The aim of this article is to present the results of an analysis of the terminology of the Polish Criminal Code and its equivalents taken from three translations of the code into German. Scientific corpus includes Polish Criminal Code and the following three translations: DE-IURE-PL (2019), C.H. Beck (2012) and Max-Planck-Institut (1998). The method used is comparative legal analysis. The results of the analysis may find application in academic teaching and be used in the development of courses in legal translation.

Keywords: criminal code, legal translation, equivalence.

1. Einleitendes

Wegen reger wirtschaftlicher Beziehungen zwischen Polen und Deutschland sowie zunehmender Mobilität der Bürger beider Länder, ihrer beruflichen und privaten Kontakte besteht ein wachsender Bedarf an umfassenden wissenschaftlichen Studien, die sich mit der Problematik der Übersetzung im Bereich des Rechts, darunter auch des Strafrechts, beschäftigen.

Gesetzbücher gehören zu den primären Rechtsquellen und stellen zweifellos eine äußerst umfassende Quelle der usuellen Terminologie des jeweiligen Rechtsgebiets dar. Von daher sollen sie im Fokus der Untersuchungen nicht nur der Juristen, sondern auch der Übersetzer stehen. Trotzdem entstanden bislang nur zwei Monographien, die die Problematik der Übersetzung von polnischen

* Dr. Agnieszka Pietrzak, Universität Łódź, Institut für Germanische Philologie, Pomorska 171/173, 90-236 Łódź. E-Mail: agnieszka.pietrzak@uni.lodz.pl

Gesetzbüchern ins Deutsche betreffen. Die Veröffentlichung von Kołodziej (2014) bezieht sich auf das polnische Arbeitsgesetzbuch und die Publikation von Krzywda (2014) auf das polnische Handelsgesellschaftengesetzbuch.

Bisher wurden auch lediglich einige Arbeiten veröffentlicht, vor allem in Form einzelner wissenschaftlicher Beiträge, die die Spezifik der deutschen und polnischen strafrechtlichen Terminologie und ihrer Übersetzung thematisieren.¹ Aus dem oben genannten resultiert, dass es an einer komplexeren Bearbeitung fehlt, in der eine ausführlichere Analyse der im polnischen Strafgesetzbuch enthaltenen Terminologie aus übersetzerischer Sicht durchgeführt worden wäre.

Der vorliegende Beitrag setzt sich zum Ziel, die Ergebnisse der Untersuchung darzustellen, die im Rahmen der Vorbereitung der Dissertation² durchgeführt wurde. Die Untersuchung beruhte auf der Analyse der strafrechtlichen Terminologie und auf der Bewertung der Übersetzungsstrategien, die in drei veröffentlichten Übersetzungen des polnischen Strafgesetzbuches ins Deutsche verwendet wurden.

2. Methodik der Untersuchung

Im Rahmen der Untersuchung wurde die kontrastive Analyse von 30 Termini durchgeführt, die dem polnischen Strafgesetzbuch und seinen drei deutschen Übersetzungen entnommen wurden. Das Analysekorpus bildeten Termini, die den neuesten Ausgaben aller bisher veröffentlichten Übersetzungen entnommen wurden:

- „Polnisches Strafgesetzbuch. Kodeks karny – tłumaczenie na język niemiecki“ (2019). Verlag: DE-IURE-PL.
- „Kodeks karny i kodeks wykroczeń. Strafgesetzbuch und Übertretungsgesetzbuch“ (2012). Verlag: C.H. Beck.
- „Das polnische Strafgesetzbuch. Kodeks karny“ (1998). Verlag: Max-Planck-Institut für ausländisches und internationales Strafrecht in Freiburg im Breisgau.

Die analysierten Termini wurden in fünf folgende thematische Gruppen unterteilt: *grundlegende Termini*, *Personen*, *rechtswidrige Taten*, *Maßnahmen und Strafen* sowie *Institutionen und Orte*. Die Auswahl der zu analysierenden Termini basierte auf drei Kriterien.

¹ In diesem Zusammenhang ist auf relativ neue Monografien von Skubis (2020) „Pluricentryzm języka niemieckiego w języku prawa karnego Niemiec, Austrii i Szwajcarii“ und von Kęsicka (2020) „Die staatliche Prüfung für beeidigte ÜbersetzerInnen und DolmetscherInnen. Das deutsche und polnische Strafrecht“ hinzuweisen. Als Beispiele der Artikel, die sich mit der Problematik der Übersetzung der strafrechtlichen Terminologie beschäftigen, sind vor allem die Beiträge von Siewert (2014, 2015) und Kudłaj (2012) zu nennen.

² Der vorliegende Beitrag basiert auf der unveröffentlichten Doktorarbeit: Pietrzak (2021) „Rechtsterminologie und Übersetzungsstrategien in Übersetzungen des polnischen Strafgesetzbuches ins Deutsche“, Universität Lodz.

Erstens auf dem quantitativen Kriterium – d. h. der Einschränkung des Korpus auf die Anzahl von 30 Termini, was aus dem Detaillierungsgrad der Analyse jedes einzelnen Terminus resultierte. Das zweite Kriterium bildete die Annahme, dass der Analyse ausschließlich die Termini unterliegen, für die die Übersetzer einzelner Verlage unterschiedliche Äquivalente vorschlugen oder unterschiedliche Übersetzungsstrategien anwendeten. Das letzte Kriterium war das thematische Kriterium, das voraussetzte, dass die exzerpierten Termini in konkrete thematische Bereiche eingeteilt werden konnten und dass innerhalb jedes Bereichs zumindest einige Beispieltermini auftauchen. Nach Felber und Budin (1994, S. 132) ermöglicht die Anwendung eines solchen Kriteriums die Feststellung von Beziehungen zwischen den Termini, die zu einer bestimmten thematischen Gruppe gehören, was sich auf ein besseres Verständnis ihrer Bedeutung für die Zwecke der Analyse auswirkt.

Das Ziel der Studie war, folgende Forschungsfragen zu beantworten:

1. Haben die Übersetzer die polnischen Ausgangstermini und die vorgeschlagenen deutschen Äquivalente korrekt verstanden?
2. Werden die zielsprachlichen Termini einheitlich verwendet?
3. Inwieweit sind zweisprachige Rechtswörterbücher bei der Übersetzung von polnischen Texten im Bereich des Strafrechts ins Deutsche nützlich?
4. Welche Übersetzungsstrategien wurden angewendet und inwiefern sind sie korrekt?

Die Antworten auf die obigen Forschungsfragen sollte die rechtsvergleichende, kontrastive Analyse ausgewählter Termini des polnischen Strafgesetzbuches und ihrer Äquivalente liefern, die aus drei Übersetzungen und fünf polnisch-deutschen Rechtswörterbüchern³ kommen.

Die Methode der Rechtsvergleichung spielt im Prozess der Rechtsübersetzung eine besonders relevante Rolle. Nach dem von Constantinesco (1972, S. 137) entwickelten Modell erfolgt die rechtsvergleichende Analyse in drei Phasen: in der Phase des *Feststellens*, des *Verstehens* und des *Vergleichens*. Die erste Etappe beruht auf dem Definieren der zu analysierenden Termini. Die zweite Phase bezieht sich auf das richtige Verstehen der zu vergleichenden Termini, indem ihr rechtlicher Kontext festgestellt wird. Der dritte Schritt ist der eigentliche Vergleich, d. h. die Darstellung der Relationen von den Termini aus beiden Rechtssystemen.

In Anlehnung an das dargestellte Modell wurde im Rahmen der kontrastiven Analyse geprüft, ob die in den Übersetzungen vorgeschlagenen Äquivalente im deutschen Rechtssystem vorkommen. Falls ja, wurde ihre Bedeutung durch die Zusammenstellung der polnischen und deutschen Legaldefinitionen festgestellt. Anschließend wurde geprüft, ob sich die Bedeutungen der Termini ausreichend überlappen, damit sie als übereinstimmend betrachtet werden können. Wenn der

³ In der Analyse wurden fünf folgende Fachwörterbücher verwendet: Kilian, Kilian (2011), Kozięja-Dachterska (2010), Banaszak (2008), Kienzler (2006), Pieńkos (2002).

zielsprachliche Terminus in der deutschen Rechtsordnung nicht vorkommt, wurde die Auswahl des Äquivalents besprochen, das der jeweilige Übersetzer bei fehlender funktionaler Äquivalenz gebrauchte.

Dann wurden die Ausgangstermini den Äquivalenten in zweisprachigen Rechtswörterbüchern gegenübergestellt. Als Hilfsmittel zur Überprüfung der Korrektheit der vorgeschlagenen Äquivalente dienten jeweils Paralleltexte – vor allem das deutsche Strafgesetzbuch, aber auch Rechtsenzyklopädien, Rechtslexika, Kommentare zum polnischen und deutschen Strafgesetzbuch und monolinquale Rechtswörterbücher.

3. Ergebnisse der Analyse

In erster Linie ist hervorzuheben, dass die Übersetzer zahlreiche Schwierigkeiten zu bewältigen hatten, die auf der terminologischen Ebene auftraten. Die analysierten polnischen Termini waren durch den unterschiedlichen Grad der Übereinstimmung mit den Termini aus der deutschen Rechtsordnung gekennzeichnet.

Erstens kamen Termini vor, für die der Übersetzer über ein eindeutiges deutsches funktionales Äquivalent verfügt, z. B.:

- *Kodeks karny* → *Strafgesetzbuch*,
- *pokrzywdzony* → *Verletzter*,
- *zakład karny* → *Justizvollzugsanstalt*.

Des Weiteren wurde das Auftreten von Termini festgestellt, die im deutschen Rechtssystem lediglich mehr oder weniger ähnliche Entsprechungen haben. Dies hat zur Folge, dass sich der Übersetzer entweder für dieses Teiläquivalent oder sicherheitshalber für ein formales Äquivalent entscheiden kann. Als Beispiele können die Termini *funkcjonariusz publiczny* und *odpowiedzialność karna* angeführt werden.

Tabelle 1. Äquivalente für den Terminus *funkcjonariusz publiczny*.

Ausgangsterminus: <i>funkcjonariusz publiczny</i>	
DE-IURE-PL (2019)	<i>Amtsträger</i>
C.H. Beck (2012)	<i>öffentlicher Amtsträger</i>
Max-Planck-Institut (1998)	<i>öffentlicher Funktionär</i>

Quelle: Eigene Bearbeitung anhand von den genannten Übersetzungen.

Die Analyse der Definition des Terminus *funkcjonariusz publiczny*, die dem polnischen Strafgesetzbuch (Art. 115 § 13) zu entnehmen ist, und der analogen Vorschrift des deutschen Strafgesetzbuches (§ 11 (1) 2) liefert das funktionale Äquivalent *Amtsträger*. Obwohl die polnische Definition länger und präziser ist,

besteht kein Zweifel, dass in beiden Rechtssystemen unter den Begriffen *funkcjonariusz publiczny* bzw. *Amtsträger* die in einer hoheitlichen Funktion tätigen Personen verstanden werden, denen spezielle Rechte zustehen und konkrete Pflichten obliegen.

Der Übersetzungsvorschlag *öffentlicher Amtsträger* verweist deutlich auf den polnischen Ausgangsterminus, die Hinzufügung des Adjektivs *öffentlich* betont aber gleichzeitig den Bedeutungsunterschied zwischen *funkcjonariusz publiczny* und dem deutschen usuellen Terminus *Amtsträger*.

Die dritte Lösung, also das formale Äquivalent *öffentlicher Funktionär* bildet die wortwörtliche Übersetzung des Ausgangsterminus, was in Anbetracht der obigen Erwägungen als eine nur in geringem Maße begründete Strategie zu betrachten ist.

Als das zweite Beispiel wird der Terminus *odpowiedzialność karna* angeführt.

Tabelle 2. Äquivalente für den Terminus *odpowiedzialność karna*.

Ausgangsterminus: <i>odpowiedzialność karna</i>	
DE-IURE-PL (2019)	<i>strafrechtliche Verantwortung</i>
C.H. Beck (2012)	<i>strafrechtliche Verantwortlichkeit</i>
Max-Planck-Institut (1998)	<i>Strafbarkeit</i>

Quelle: Eigene Bearbeitung anhand von den genannten Übersetzungen.

Obwohl *odpowiedzialność karna* den zentralen Terminus des polnischen Strafgesetzbuches darstellt, kommt er im deutschen Strafgesetzbuch unmittelbar nicht vor. Der polnischen Formulierung (...) *podlega odpowiedzialności karnej* entspricht im deutschen Strafgesetzbuch die Phrase (...) *ist strafbar*. Die Übersetzungsvorschläge *strafrechtliche Verantwortung* und *strafrechtliche Verantwortlichkeit*, die nach Lampe, Fikentscher und Lübke-Wolf (1989, S. 286) als Synonyme betrachtet werden, bilden deskriptive Äquivalente, deren Einsatz wegen des Mangels an der eindeutigen funktionalen Äquivalenz begründet ist.

Der Terminus *Strafbarkeit* basiert zwar auf dem deutschen Strafgesetzbuch, aber wird im Polnischen eher als *karalność* und nicht als *odpowiedzialność karna* verstanden, deswegen ist er lediglich als ein Teiläquivalent zu betrachten. Interessanterweise kommt auch der Terminus *karalność* im polnischen Strafgesetzbuch vor, der von allen Übersetzern als *Strafbarkeit* übersetzt wurde. Daraus resultiert, dass die Übersetzerin des Max-Planck-Instituts für zwei verschiedene polnische Ausgangstermini ein deutsches Äquivalent vorschlug, was zur Doppeldeutigkeit führen kann.

Die dritte Gruppe, die im Rahmen der kontrastiven Analyse festgestellt wurde, bilden Termini, die für die zielsprachliche Rechtsordnung völlig fremd sind, wie z. B. *kara ograniczenia wolności*, *środkie karne*, *Sejm*, *Senat* oder *występek*

o charakterze *chuligańskim*. Zu Mikrostrategien, die die Übersetzer angesichts der Null-Äquivalenz verwendet haben, gehören u.a.:

- Lehnübersetzungen (*kara ograniczenia wolności* → *Freiheitsbeschränkungsstrafe*, *środki karne* → *Strafmaßnahmen*),
- Direktentlehnungen (*Sejm* → *Sejm*)
- Direktentlehnungen mit der Definition in Form der Anmerkung des Übersetzers (*Senat* → *Senat* mit der Erklärung in der Fußnote *der Senat ist die zweite Kammer des polnischen Parlaments, er besteht aus 100 Senatoren*),
- Neologismen (*występek o charakterze chuligańskim* → *Rowdyvergehen*).

Die durchgeführte Analyse ergab, dass es neben zahlreichen sehr gelungenen terminologischen Entscheidungen der Übersetzer auch leider Stellen gab, an denen die gewählten Lösungen einige Zweifel wecken. Sie betrafen vor allem den Verzicht auf bestehende funktionale Äquivalente, deren hervorragende Quelle das deutsche Strafgesetzbuch bildet. Dies veranschaulicht das folgende Beispiel. Die Strafmaßnahme *zakaz prowadzenia pojazdów* wurde von den Übersetzern des Verlags C.H. Beck und des Max-Planck-Instituts als *Fahrverbot* und von der Übersetzerin des Verlags DEIUREPL als *das Verbot, Kraftfahrzeuge zu führen* übersetzt. Die Anwendung des deskriptiven Äquivalents wäre eine gute Strategie, wenn es das funktionale, im deutschen Strafgesetzbuch vorkommende Äquivalent *Fahrverbot* nicht gäbe.

Die zweite negative, bereits kurz angesprochene Erscheinung war die Verwendung von Teiläquivalenten, deren Bedeutungen manchmal sehr weit von den Bedeutungen der Ausgangstermini entfernt waren, was für den Empfänger der Übersetzung irreführend sein und zu ernststen Missverständnissen führen kann. Ein anschauliches Beispiel dafür stellt der Ausgangsterminus *zabójstwo* und der Übersetzungsvorschlag der Übersetzerin des Verlags DE-IURE-PL *Mord* dar. Nach dem polnischen Strafrecht wird *zabójstwo* folgendermaßen definiert:

Zabójstwo

Kto zabija człowieka, podlega karze pozbawienia wolności na czas nie krótszy od lat 8, karze 25 lat pozbawienia wolności albo karze dożywotniego pozbawienia wolności. (Art. 148 § 1 polnisches Strafgesetzbuch, Hervorhebung A.P.)

Die oben zitierte Vorschrift bezieht sich auf den Grundtatbestand, also die Ausgangsform der Straftat. Die Analyse des deutschen Strafgesetzbuches liefert das funktionale Äquivalent des Ausgangsterminus, das dem folgenden Paragraphen zu entnehmen ist:

Totschlag

(1) Wer einen Menschen tötet, ohne Mörder zu sein, wird als Totschläger mit Freiheitsstrafe nicht unter fünf Jahren bestraft.

(2) In besonders schweren Fällen ist auf lebenslange Freiheitsstrafe zu erkennen. (§ 212 dt. Strafgesetzbuch, Hervorhebung A.P.)

Im Strafrecht ist neben dem Grundtatbestand auch der schwerere Deliktstyp, also die sog. Qualifikation zu unterscheiden. Im Zusammenhang damit, wenn der Täter jemanden äußerst verwerflich tötet, spricht man in der deutschen Rechtsprache über den *Mord*, in der polnischen Rechtssprache dagegen u.a. über *zabójstwo ze szczególnym okrucieństwem*. Von daher fungieren die Termini *zabójstwo* und *Mord* nur unter konkreten Umständen als Teiläquivalente und die Andeutung, dass sie in allen Fällen synonyme Bedeutung haben, kann nur zu Missverständnissen führen.

Darüber hinaus resultiert aus der Analyse auch, dass die Übersetzer die Terminologie nicht einheitlich verwendeten. Es gab Fälle, wenn die Autoren der Übersetzungen sogar vier verschiedene Äquivalente für einen Ausgangsterminus benutzten. Die Exemplifikation dieser Erscheinung bildet der Terminus *ciężki uszczerbek na zdrowiu* und seine vier Übersetzungsvorschläge im Translat des Verlags DE-IURE-PL *schwere Körperverletzung / Gesundheitschädigung / schwerwiegender Gesundheitsschaden / schwere Körper- und Gesundheitsschäden*. Da zu primären Eigenschaften jeder Rechtssprache Präzision, Eindeutigkeit und Ausdrucksökonomie gehören, ist die unbegründete Anwendung verschiedener Äquivalente besonders negativ zu bewerten (vgl. Siewert 2010, S. 73).

Wegen zahlreicher kritischer Beobachtungen, die aus der durchgeführten kontrastiven Analyse resultieren, ergibt sich die Schlussfolgerung, dass die Übersetzungen des polnischen Strafgesetzbuches ins Deutsche nicht als die Quelle fertiger, usueller und kohärenter strafrechtlicher Terminologie betrachtet werden sollten. Andererseits bedeutet dies nicht, dass die Übersetzungen von Gesetzestexten als kein Hilfsmittel des Übersetzers verwendet werden können. Sie bilden doch die Quelle potenzieller Äquivalente bzw. Übersetzungsvorschläge, deren Korrektheit der Übersetzer im Rahmen der rechtsvergleichenden Analyse selbstständig verifizieren sollte. In diesem Zusammenhang sollten die Übersetzer nur davor gewarnt werden, dieses Hilfsmittel unreflektiert als die Sammlung fertiger Äquivalente einzusetzen.

Trotz obiger Bemerkungen muss betont werden, dass die Qualität der vorgeschlagenen Äquivalente in den analysierten Übersetzungen viel höher als die Qualität der in den bilingualen Rechtswörterbüchern angegebenen Äquivalente war. In erster Linie ist auf evidente Sachfehler hinzuweisen, die im Rahmen der Analyse festgestellt wurden.

Das erste Beispiel bildet der Terminus *oskarżony* und sein Translat *Beschuldigter*, das in Wörterbüchern von Kienzler (2006) und Pieńkos (2002) angegeben wurde. *Beschuldigter* ist nach dem deutschen Strafrecht eine Person, gegen die das Strafverfahren (darunter auch das Ermittlungsverfahren der Polizei) betrieben wird, wobei die Anklage beim Gericht noch nicht eingereicht wurde (vgl. Creifelds 2019, S. 221). Von daher ist *Beschuldigter* als *podejrzany* und nicht als *oskarżony* zu verstehen.

Auch der Terminus *Vergehen* als der Übersetzungsvorschlag des Terminus *wykroczenie*, der im Wörterbuch von Kienzler (2006) vorgeschlagen wurde, weckt Zweifel. *Wykroczenie* ist eine rechtswidrige Tat, deren Grad der Sozialschädlichkeit gering ist. Wenn der Grad der Sozialschädlichkeit einer Tat größer ist, spricht man über die *Straftat*, die wiederum als *Verbrechen (zbrodnia)* oder *Vergehen (występek)* klassifiziert werden kann (vgl. Kalina-Prasznic 2007, S. 974). Falls *wykroczenie* als *Vergehen* übersetzt wird, ist vom evidenten Sachfehler zu sprechen, weil sie zwei unterschiedliche Rechtsbegriffe darstellen.

Zu den Hauptmängeln der untersuchten Wörterbücher gehört neben den Sachfehlern auch die Auflistung mehrerer Übersetzungsvorschläge, ohne dass der Kontext angegeben wird, z. B. das Rechtsgebiet, in dem das konkrete Äquivalent verwendet werden kann. An dieser Stelle können die Termini *czyn zabroniony* und *wykroczenie* als Beispiele dienen:

– *czyn zabroniony*: *Straftat, strafbare Handlung, verbotene Handlung, verbotene Tat* (Banaszak 2008),

– *wykroczenie*: *Verfehlung, Zuwiderhandlung, Übertretung, Ordnungswidrigkeit* (Pieńkos 2002).

Der Mangel an Kommentaren oder Qualifikatoren weist irrtümlich darauf hin, dass die angegebenen Termini synonym verwendet werden können und zwingt den Übersetzer dazu, die Wahl selbständig zu treffen. Einige Ausnahmen bildeten hierbei die Wörterbücher von Kilian/Kilian (2011) und von Banaszak (2008), die an einzelnen Stellen solche Hinweise anboten, z. B.:

– *środki karne*: *Strafmaßnahmen (ihr Charakter entspricht den Nebenstrafen und den Nebenfolgen im deutschen Strafrecht)* (Kilian / Kilian 2011),

– *oskarżony*: *Angeschuldigter (od momentu wniesienia aktu oskarżenia do rozpoczęcia przewodu sądowego), Angeklagter (od rozpoczęcia przewodu sądowego aż do prawomocnego skazania)* (Banaszak 2008).

Aus dem Vorstehenden resultiert, dass auch die bilingualen Rechtswörterbücher keine glaubwürdige Quelle von fertigen Äquivalenten der polnischen strafrechtlichen Terminologie darstellen. Mit den in den Fachwörterbüchern angegebenen Übersetzungsvorschlägen soll der Übersetzer mit Vorsicht umgehen und ihre Korrektheit mit Hilfe anderer Hilfsmittel, z. B. der Paralleltex-te, Rechtslexika, Enzyklopädien oder monolingualen Rechtswörterbücher verifizieren.

4. Schlussfolgerungen

Das Strafrecht ist als ein besonderes Rechtsgebiet zu betrachten – es greift in fast jeden Aspekt des Lebens aller Bürger ein. Wegen der besonderen Rolle, die das Strafrecht in der Gesellschaft spielt, soll es und seine Terminologie auch im translatorischen Sinne untersucht werden. Da auf dieser Ebene gravierende

Forschungslücken festgestellt wurden, ist zu erwarten, dass entsprechende Untersuchungen intensiviert werden. Auch die durchgeführte kontrastive Analyse der polnisch-deutschen strafrechtlichen Terminologie kann dazu beitragen, diese Lücken – wenigstens teilweise – zu schließen.

Die Ergebnisse der Analyse veranschaulichen, welche Schwierigkeiten den Übersetzern bei der Suche nach korrekten Äquivalenten einzelner strafrechtlicher Termini bevorstehen und auf welche Weise diese Schwierigkeiten bewältigt werden können. Die Analyse ergab, dass die Sach- und Recherchierkompetenz des Rechtsübersetzers zu seinen Schlüsselkompetenzen gehören. Dies ermöglicht, didaktische Implikationen darzustellen. Die Fähigkeit der Durchführung einer rechtsvergleichenden Analyse soll in der Hochschuldidaktik, aber auch in Programmen der Kurse und Schulungen im Bereich der Rechtsübersetzung, berücksichtigt werden.

Die bessere Qualität der Übersetzungen von strafrechtlichen Texten im Sprachenpaar Polnisch-Deutsch hängt zweifelsohne davon ab, ob sich der Übersetzer der Nichtübereinstimmung des polnischen und deutschen Strafrechts bewusst ist, über das konkrete Fachwissen verfügt, für die Spezifik der Rechtssprache sensibilisiert ist und im Stande ist, entsprechende Hilfsmittel des Übersetzers bewusst zu verwenden.

LITERATURVERZEICHNIS

- Banaszak B. (Hrsg.), Jabłoński M., de Vries T., Krzymuski M., Kubicki Ph. (2008), *Słownik prawa i gospodarki. Rechts- und Wirtschaftswörterbuch*, 1. Band, *polnisch-deutsch*. Warszawa: C.H. Beck.
- Chudzik J., Jakowczyk M., Kowalski K., Krajewski A., Matthies K. (Übers.) (2012), *Kodeks karny i kodeks wykroczeń. Strafgesetzbuch und Übertretungsgesetzbuch*. Warszawa: C.H. Beck.
- Constantinesco L. (1972), *Rechtsvergleichung. Die rechtsvergleichende Methode*. Köln: Carl Heymanns Verlag KG.
- Felber H., Budin G. (1994), *Teoria i praktyka terminologii*. Warszawa: Wydawnictwo Uniwersytetu Warszawskiego.
- Kalina-Prasznic U. (2007), *Encyklopedia prawa*. Warszawa: C.H. Beck.
- Kęsicka K. (2020), *Die staatliche Prüfung für beeidigte ÜbersetzerInnen und DolmetscherInnen. Das deutsche und polnische Strafrecht. Theorie und Übungsmaterial*. Warszawa: C.H. Beck.
- Kienzler I. (2006), *Polsko-niemiecki słownik terminologii gospodarczej. Bankowość – finanse – prawo. Wörterbuch der Wirtschaftssprache. Bankwesen – Finanzen – Recht, polnisch-deutsch*. Warszawa: C.H. Beck.
- Kilian A., Kilian A. (2011), *Słownik języka prawniczego i ekonomicznego. Wörterbuch der Rechts- und Wirtschaftssprache*, 2. Band, *polnisch-deutsch*. Warszawa: Wolters Kluwer.
- Kodeks karny, z dnia 6 czerwca 1997 r., Dz.U. 1997, nr 88, poz. 553. <https://isap.sejm.gov.pl/isap.nsf/download.xsp/WDU19970880553/U/D19970553Lj.pdf> [Zugriff am 25.03.2022].
- Kołodziej R. (2014), *Polski kodeks pracy w przekładach na język niemiecki – terminologia i strategie translatorskie*. Kraków: Wydawnictwo Uniwersytetu Jagiellońskiego.
- Kozieja-Dachterska A. (2010), *Großwörterbuch der Wirtschafts- und Rechtssprache*, 2. Band, *polnisch-deutsch*. Warszawa: C.H. Beck.

- Krzywda J. (2014), *Terminologia języka prawnego i strategie translatorskie w przekładach kodeksu spółek handlowych na język niemiecki*. Kraków: Wydawnictwo Uniwersytetu Jagiellońskiego.
- Kudłaj A. (2012), *Das polnische StGB und seine Übersetzung ins Deutsche*. „Lingwistyka stosowana“, Nr. 6. Warszawa: Wydział Lingwistyki Stosowanej Uniwersytetu Warszawskiego, S. 99–114.
- Lampe E., Fikentscher W., Lübke-Wolf G. (1989), *Verantwortung und Verantwortlichkeit im Strafrecht*. In: E.-J. Lampe (Hrsg.), *Verantwortlichkeit und Recht. Jahrbuch für Rechtssoziologie und Rechtslehre*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 286–307.
- Pieńkos J. (2002), *Polsko-niemiecki słownik prawniczy*. Kraków: Zakamycze.
- Schwierskott-Matheson E. (Übers.) (2019), *Polnisches Strafgesetzbuch. Kodeks karny – tłumaczenie na język niemiecki*. Frankfurt am Maine: DE-IURE-PL.
- Siewert K. (2010), *Semantische Analyse juristischer Fachwörter am Beispiel der Terminologie des Handelsrechts. Eine deutsch-polnische kontrastive Studie*. Bydgoszcz: Wydawnictwo Uniwersytetu Kazimierza Wielkiego.
- Siewert K. (2014), *Analiza kulturowych aspektów w niemieckim przekładzie polskiego kodeksu karnego*. In: A. Matulewska (Hrsg.), „Comparative Legilinguistics“, Nr. 17. Poznań: Adam Mickiewicz University, Institute of Linguistics Faculty of Modern Languages and Literature, S. 131–144.
- Siewert K. (2015), *Kary i środki karne w polskim kodeksie karnym oraz ekwiwalenty ich nazw w języku niemieckim*. In: A. Matulewska (Hrsg.), „Comparative Legilinguistics“, Nr. 21. Poznań: Adam Mickiewicz University, Institute of Linguistics Faculty of Modern Languages and Literature, S. 69–83.
- Skubis I. (2020), *Pluricentryzm języka niemieckiego w języku prawa karnego Niemiec, Austrii i Szwajcarii*. Toruń: Wydawnictwo Adam Marszałek.
- Strafgesetzbuch (StGB) vom 15. Mai 1871, BGBl. I S. 3322. <https://www.gesetze-im-internet.de/stgb/> [Zugriff am 25.03.2022].
- Weber K. (2019), *Creifelds Rechtswörterbuch*. München: C.H. Beck.
- Weigend E. (Übers.), (1998), *Das polnische Strafgesetzbuch. Kodeks karny*. Freiburg im Breisgau: Max-Planck-Institut für ausländisches und internationales Strafrecht.

*Małgorzata Żytyńska**

SYNTAGMA IN DER AUSSPRACHESCHULUNG – PROSODISCHE EINHEITEN VS. SYNTAKTISCHE PHRASEN

SYNTAGMA IN PRONUNCIATION TRAINING – PROSODIC UNITS VS. SYNTACTIC PHRASES

(Summary)

The article deals with the prosodic competence of learners of German, and more precisely with prosodic units. It is not always easy for learners to correctly determine these units and consequently to set correct sentence accents. Lack of correspondence between prosodic and syntactic units leads sometimes to prosodic errors. The article tries to analyze these discrepancies between prosodic units and syntactic phrases in order to determine certain regularities.

Keywords: pronunciation, prosodic competence, prosodic units, phrasal stress.

1. Einleitendes

Ohne Zweifel ist die Relevanz der Prosodie in der Kommunikation, und zwar sowohl bei der perzeptiven Beschäftigung mit der Sprache – Dekodierphase (vgl. Cosentino 2015; Schröder, Höhle 2011) wie auch bei der Sprachproduktion (Enkodierphase) nicht zu widerlegen – gemeint wird in diesem Beitrag vornehmlich die Lautsprache, aber dies betrifft ebenso gut stilles Lesen oder Schreiben o.a. (vgl. Cosentino 2015; Schröder, Höhle 2011; Chafe 1988; Fodors 2002; auch Trockenbrodt 2016; Kuhn, Schwanenflugel und Meisinger 2010; Groen, Veenendaal und Verhoeven 2019). Umso wichtiger scheint die prosodische Kompetenz eben im Bereich des Fremdsprachenerwerbs zu sein (Grzeszczakowska 2007; 2010; Vorderwülbecke 1992; Mehlhorn, Trouvain 2007; Górka 2004; Cosentino 2015), zumal die Abweichungen im suprasegmentalen Bereich mit schwerwiegenden

* Dr. Małgorzata Żytyńska, Universität Łódź, Institut für Germanische Philologie, Pomorska 171/173, 90-236 Łódź. E-Mail: malgorzata.zytynska@uni.lodz.pl

Konsequenzen für die Kommunikation verbunden sind, sie können nämlich in der Verständigungsstörung oder sogar in dem Kommunikationsabbruch resultieren. Außerdem führen Veränderungen im Rhythmus, in der Segmentierung und Akzentuierung auch oft zu Perzeptionsstörungen, da sie Verständnisprobleme nach sich ziehen (vgl. dazu Hirschfeld 1995, S. 177).¹ „Vor allem eben Wort- und Satzakkentfehler „sorgen“ dafür, dass Äußerungen, die lautlich fast akzeptabel klingen, nicht verstanden werden“ (vgl. Górka 2004, S. 407),

da suprasegmentale Abweichungen die Verständlichkeit stärker beeinträchtigen können als „Fehler“ im segmentalen Bereich (vgl. Anderson-Hsieh, Johnson & Koehler 1992) und Abweichungen in Wort- und Satzakkentuierung sowie in der melodischen Gestaltung von Äußerungen die Perzeptionsprozesse wesentlich erschweren (vgl. Hirschfeld 1991, S. 1994), ist in den letzten Jahren immer wieder die Forderung nach einer prosodisch ausgerichteten Ausspracheschulung aufgestellt worden (vgl. Hirschfeld 2003b; Missaglia 1998, S. 2001). (Mehlhorn, Trouvain 2007, S. 2)

Innerhalb der phonetischen – phonologischen Kompetenzen sollte also die prosodische Kompetenz (expressis verbis Akzentuierung, Pausierung, Rhythmisierung, und Melodisierung) im Fokus stehen (vgl. Moyer 1999, S. 100; Storch 1999, S. 109). Zumal da:

Auf Grund von kontrastiven Analysen und auditiven Untersuchungen zwischen der Ausgangssprache Polnisch und der Zielsprache Deutsch [...] drei große Spannungsfelder empirisch nachgewiesen worden [sind], und zwar: 1. hinsichtlich der Akzentmuster, 2. hinsichtlich der phonetischen (sprachspezifischen) Unterscheidung zwischen betonten und unbetonten Silben (Akzentuierungsmittel vs. Markierung von Unbetontheit) sowie 3. hinsichtlich der Vokalquantitätsverhältnisse. (Grzeszczakowska 2007, S. 1)

2. Prosodie

„Prosodie ist in aller Munde. Das ist nicht nur einfach so dahin gesagt oder geschrieben. Eine sprachliche Äußerung ist ohne Prosodie kaum vorstellbar“ (Sallat 2011, S. 129). Ebenso hat die Forschung der letzten Jahre die Prosodieverarbeitung wieder stärker in den Fokus genommen.

¹ „Hirschfeld wies die enorme Relevanz von Wort- und Satzakkent in einer Perzeptionsstudie nach. Der Satz *Es regnet* wurde deutschen Hörer*innen mit einem falschen Akzentmuster vorgespielt (*Es regˈnet*). Die hörerseitige Rezeption ist durch das Streben, dem Wahrgenommenen Sinnhaftigkeit zu entnehmen bzw. zu verleihen, gekennzeichnet und das Gehörte kann dafür Korrekturprozessen unterzogen werden. Nur 48,8% der Proband*innen haben in Hirschfelds Studie den Satz *Es regnet* erkannt, waren also in der Lage, als Korrekturleistung den Wortakkent zu variieren. Gut die Hälfte hingegen gab an, Sätze wie *Ist sehr nett. Geh ins Bett! Willst du mit?* gehört zu haben, also vom Ausgangssatz stark abweichendes Sprachmaterial, das jedoch die gleichen Akzentuierungsmuster aufweist (vgl. Hirschfeld 1995)“ (Gensel 2020, S. 94).

Jeder Mensch ergänzt und präzisiert den Inhalt seiner sprachlichen Äußerungen beispielsweise durch Konturverläufe, Pausen, Akzente und Variationen des Tempos. Auf diese Weise kann er seinen Kommunikationspartner noch besser erreichen und seine Sprecherintention verstärken. (ebda.)

Dank diesen prosodischen Maßnahmen (Pausierung, Akzentsetzung und Intonation), bei korrekter und deutlicher prosodischer Gliederung, haben die Zuhörer die Möglichkeit ungestört und mit Interesse lautsprachliche Informationen wahrzunehmen.

Verschluckte Satzenden, eine müde - verhaucht klingende Stimme, hastende Kurzatmigkeit und unbeweglicher Gesichtsausdruck bremsen nämlich die Zuwendung während des Partnergesprächs oder beim öffentlichen Vortrag. Darüber lässt die Aufmerksamkeit des Hörers nach, und er wird unruhig. Dieses entgleitende Zuhörerinteresse wiederum verunsichert den Sprecher. So kommt es zu einem Teufelskreis sprecherischen Misserfolgs. (vgl. Coblenzer 1987, S. 7), (zit. nach Görka 2004, S. 409) (vgl. auch Neuber 2006)

Unter Prosodie werden diejenigen für die Lautsprache spezifischen Eigenschaften von Äußerungen verstanden, die über die Betrachtungsebene eines einzelnen Segments – eines Einzellautes hinausgehen, also „suprasegmental“ sind (vgl. Mehlhorn, Trouvain 2007, u.v.m.). Prosodie ist daher ein Komplexphänomen, das Intonation (Tonhöhenverlauf von Äußerungen), Veränderungen in der Lautstärke (Stimmintensität – Lautheit) auch Sprechspannung, Stimmdruck und Stimmklang (vgl. Gensel 2020, S. 94; Moroni, Graffmann, Vorderwülbecke 2010, S. 24) mit einbezogen umfasst, wie auch zeitliche Dauer (z. B. von einzelnen Silben, Phrasen oder Pausen) also Dehnung der Vokale bzw. der vor kurzen ungespannten Vokalen stehenden Konsonanten einschließlich Pausen und Sprechgeschwindigkeit (ebda.). Mit Pausierung, Akzentuierung (also Tonhöhenbewegung, Stimmstärke- und Tempoveränderung, welche der Äußerung einen kennzeichnenden Rhythmus verschaffen) wird Phrasierung vollzogen, d.h. die Äußerung wird in phonologische Phrasen – prosodische Einheiten gegliedert, bei denen jeweils ein hörbarer Akzentton und Grenzmarkierung (Grenzton) zu verzeichnen sind.

2.1. Prosodische Merkmale und ihre Relevanz

Prosodie ist das klangprägende Merkmal der Sprache und umfasst auditiv wahrnehmbare Merkmale wie Melodie, Lautstärke, Sprechgeschwindigkeit, Pausen sowie Akzent, Sprechrhythmus und Stimmklang (vgl. Neuber 2002, S 51f.; Moroni, Graffmann, Vorderwülbecke 2010, S. 24; Duden 2005, 1206; auch Zifonun, Hoffmann, Strecker 1997), die häufig in Wechselwirkung mit der segmentalen Ebene stehen, die freilich meist in Kombination auftreten und so Phrasierung, Akzentuierung und Rhythmisierung der Lautsprache kennzeichnen, welche gerade als **prosodische Merkmale** hingestellt werden (vgl. Gensel 2020).

Dem Tonhöhenverlauf wird meist eine dominante perzeptive Funktion eingeräumt. Das physikalische Korrelat der Tonhöhe ist die Grundfrequenz F0 der stimmhaften Abschnitte des akustischen Sprachsignals, die den Zeitverlauf des periodischen Schließens der schwingenden Stimmlippen widerspiegelt (Pompinno-Marschall 2003, S. 234). Die Funktionen, die durch prosodische Merkmale im Deutschen erfüllt werden können, sind vielschichtig und vielfältig (vgl. Górka 2004). Sie sind entscheidend an der Strukturierung einer Äußerung beteiligt, gliedern den Informationsfluss, heben Sinnwichtiges hervor und markieren das Informationszentrum des Satzes. Sie helfen des Weiteren, Informationen zu disambiguieren, stellen Kohärenz her, steuern den Diskursverlauf, unterstützen die Reanalyse, charakterisieren Satzarten und kennzeichnen den Erregungszustand des Sprechers. Eine knappe und dabei umfassende Darstellung bieten Prieto und Esteve-Gibert (2018, S. 1): “We use it [prosody] to separate our speech into chunks of information [...]. Secondly, prosody plays a key pragmatic role in conversation [...] from the type of speech act [...], information status [...], belief status [...], politeness, and affective states, to indexical functions such as gender, age, and the socio-lectal and dialectal status of the speaker [...]. Finally, in many languages of the world, prosody can also encode phonological contrasts at the lexical level through stress or tonal marking” (ebda., S. 1). Die prosodische Gestaltung einer Äußerung hat also starke Auswirkungen darauf, wie der Hörer die Mitteilung interpretiert (vgl. Grzeszczakowska 2016; Graffmann 2007). Eine zusammenfassende Übersicht über die Funktionen der Prosodie liefern Hirschfeld und Reinke (2018, S. 58).

syntaktische Funktion	Kennzeichnung der zugrunde liegenden syntaktischen Strukturen
strukturierende Funktion	Gliederung längerer Äußerungen in inhaltlich zusammengehörige Teiläußerungen
kommunikative Funktion	Kennzeichnung/Hervorhebung wichtiger Informationen gegenüber weniger wichtigen; Steuerung von Gesprächsabläufen (z.B. den Sprecherwechsel)
markierende Funktion	Kennzeichnung regional, soziophonetisch und phonostilistisch geprägter Sprechweisen
expressive oder affektive Funktion	Kennzeichnung von Emotionen und subjektiven Befindlichkeiten der Sprechenden Person

Abb.1. Reinke, Hirschfeld 2018, S. 58

2.2. Prosodische Kompetenz

Die Spracherwerbsforschung der letzten 2 Jahrzehnte hat gezeigt, dass Kinder lange bevor sie die ersten Wörter und Sätze sprechen², bereits über weitrei-

² Bereits in der vorgeburtlichen Phase soll die prosodische Kompetenz in der Zielsprache, also in diesem Fall in der Muttersprache entwickelt werden, so dass bereits Neugeborene fähig sind, die im letzten Schwangerschaftsdrittel auditiv wahrgenommene Sprache von einer Fremdsprache

chende rezeptive sprachliche Fähigkeiten verfügen. Insbesondere prosodische Informationen wie Tonhöhenverlauf, Sprachrhythmus, Betonung und Sprechpausen werden von Kindern im ersten halben Lebensjahr differenziert wahrgenommen und helfen bei der Segmentierung des Lautstroms in linguistisch relevante Einheiten, d.h. bei der frühkindlichem Spracherwerb geht Erkennung und Aneignung prosodischer Merkmale mit der grammatischen Struktur einher³ – dies wird als **das prosodische Bootstrapping** bezeichnet (Schröder, Höhle 2011, S. 92).

Hierbei wird davon ausgegangen, dass Kinder anhand prosodischer Hinweise im Sprachsignal Wissen über die zugrundeliegende grammatische Struktur einer Äußerung ableiten können. Grundlage hierfür ist die Prosodie-Syntax-Schnittstelle, d. h. die Korrelation von prosodischen Einheiten (z. B. Intonationsphrasen, phonologische Phrasen) mit syntaktischen Einheiten (Sätze, Phrasen, Wörter). Eine weitere Grundlage für das prosodische Bootstrapping ist die kindliche Sensitivität für syntaktisch relevante prosodische Informationen. (ebda.)

Laut den angeführten Studien vermögen Kinder im Alter von 6 Monaten anhand prosodischer Grenzmarkierungen syntaktische Einheiten aus gesprochener Sprache herauszufiltern (vgl. Schröder, Höhle 2011, S. 96).

Da die prosodische Kompetenz bereits in der vorgeburtlichen Phase entwickelt wird und auch differenzierte prosodische Wahrnehmung sehr früh ausgebildet wird, so dass die prosodische Verarbeitung bereits im ersten Lebensjahr recht elaboriert ist, scheint die Prosodievermittlung bei der Ausspracheschulung innerhalb der fremdsprachlichen Bildung erwartungsgemäß äußerst mühevoll vorzugehen. Auf der anderen Seite kommt diese Kompetenz grundlegend für andere Sprachfertigkeiten und Fähigkeiten vor. Als Beispiel könnte hier Vorlesekompetenz angeführt werden, und gar das Leseverstehen, welches sich unter anderem eben auch auf prosodische Kompetenz stützt. (vgl. Cosentino 2015, S. 329). „Wir lesen mit den Ohren“, ist Tomatis (1987, S. 27) nachzusprechen.

Prosodische Kompetenz ist somit die Fertigkeit, prosodische Strukturen angemessen zu erkennen und dementsprechend anzuwenden, und umfasst prosodische Segmentierung, Prominenzmarkierung und prosodische Grenzmarkierung mit anderen Termini phonetische Phrasierung, Pausierung, Rhythmisierung, Akzentuierung und Melodisierung (d.h. Verteilung von Tonakzenten – Akzenttönen) und Grenztönen (vgl. Grice, Baumann 2016; Truckenbrodt 2016; Moroni, Graffmann, Vorderwülbecke 2010) wie auch Setzung des Hauptakzentes in der Intonationsphrase (im Satz) (vgl. Truckenbrodt 2016; Moroni, Graffmann, Vorderwülbecke 2010).

zu unterscheiden. Informationen über die Prosodie der Muttersprache sollten nämlich schon vor der Geburt zur Verfügung stehen und es wird angenommen, dass das ungeborene Kind diese prosodischen Informationen auch wahrnehmen kann. (vgl. Schröder, Höhle 2011, S. 92)

³ Prosodische Grenzen stimmen nicht in allen, aber doch in sehr vielen Fällen mit syntaktischen Grenzen überein. (vgl. Schröder, Höhle 2011, S. 94)

3. Prosodische Struktur – prosodische Einheiten (genannt auch: Intonationseinheiten, prosodische Phrasen, phonologische Phrasen, Akzentphrasen) vs. Intonationsphrasen (vgl. Truckenbrodt 2016)

Prosodische Struktur ist die Gesamtheit von prosodischen Einheiten innerhalb einer Äußerung, die hierarchisch aufgebaut ist, je nach Ebene von dem phonologischen Wort bis zu der Phrase und Phrasenschmelzung – schließlich zur vollständigen Äußerung.

Prosodische Einheit (auch: prosodische Phrase, phonologische Phrase, Intonationseinheit) gilt somit in der Linguistik als ein Sprachsegment, das mit einer einzelnen prosodischen Kontur auftritt, welche durch Tonhöhen- (vgl. Grice, Baumann 2016; Vorschläge für ein deutsches Toninventar (GToBI) Grice/Baumann 2002; Grice, Baumann, Benzmueller 2005; Grice, Baumann, Jagdfeld 2009) und Rhythmuskontur (vgl. Grzeszczakowska 2007, 2010 und u.a. Benkwitz 2004, S. 37; Bose 1995a, S. 18; Pompino-Marschall 2003, S. 236; Dauer 1987, S. 447; Loots 1987, S. 465; Stock 1996, S. 68; Stock & Hirschfeld 1996b, S. 204) gekennzeichnet wird.

Für die Beschreibung linguistischer Kontraste innerhalb einer prosodischen Phrase werden zwei Klassen tonaler Kategorien differenziert, und zwar „Töne, die die Ränder von prosodischen Einheiten markieren (**Grenztöne**) und Töne, die bestimmte Elemente hervorheben, die für die Botschaft einer Äußerung wichtig sind (**Tonakzente**)“ (Grice, Baumann 2016, S. 85)

Diese beiden Tontypen spiegeln zwei Hauptgrundsätze der Prosodie wider, also **Prominenzmarkierung** (die linguistisch und perceptiv relevante Hervorhebung eines Abschnittes des Sprachsignals) und **Abgrenzung** bzw. **Phrasierung** (auch mit Pausierung und Rhythmisierung assoziiert). Mit tiefen (L) oder hohen (H) Tönen in den Akzentsilben (=Akzenttönen auch Tonakzente, bei Moroni, Graffmann, Vorderwülbecke (2010, S. 25) als Haupt/und Nebenakzente hingestellt) werden also die inhaltlich wichtigsten Silben hervorgehoben, wobei außer dem Melodieanstieg bzw. dem fallenden Ton meist auch ansteigende Dynamik und gegebenenfalls das verlangsamte Tempo zu verzeichnen sind (vgl. Grice, Baumann 2016; Grice, Baumann 2002; Grice, Baumann, Benzmueller 2005; Grice, Baumann, Jagdfeld 2009; Truckenbrodt 2016; Grice, Ladd, Arvaniti 2000; Pierrehumbert 1980 und Beckman, Pierrehumbert 1986; neuere Zusammenfassungen Gussenhoven 2004 und Ladd 2008; frühe Arbeiten zum Deutschen Uhmann 1991 und Féry 1993). Die finalen Grenzen der prosodischen prä nuklearen Einheiten (Grice, Baumann 2016, S. 88f, 93) werden generell durch progrediente Melodie markiert, die eben für Grenztöne der prosodischen Einheiten (phonologischer Phrasen oder Akzentphrasen bei Truckenbrodt (2016, S. 105, 108)) charakteristisch ist.

Sehr wichtig kommt dabei die von Grice, Baumann (2016, S. 85) als hybrid erfasste Kategorie, welche beide funktionalen Aspekte der prosodischen Einheit

verkörpert, d.h. den Prominenzverleihenden und den abgrenzenden Aspekt – die Rede ist hier vom **Phrasenakzent (phrase accent)** (Grice, Baumann 2016, S. 91; vgl. auch Truckenbrodt 2016).

Bei Moroni, Graffmann, Vorderwülbecke (2010, S. 31–34) erscheinen in Bezug auf phonologische Phrasen Begriffe *rhythmische Einheiten* (und eigentlich *melodisch-rhythmische Einheiten*) und *Akzentgruppen*, außerdem werden diesbezüglich auch Bezeichnungen *Takt* (Zifonun, Hoffmann, Strecker 1997, S. 215) oder *Rhythmismuster* Stock/Hirschfeld (1996, S. 33) gebraucht.

Prosodische Einheiten (samt Prominenzen und Grenzsignalen) demonstrieren sich folglich jeweils durch prosodische Parameter, also durch physikalische Eigenschaften, die diese phonologischen Einheiten – prosodische Phrasen erkennen lassen, das sind: Tonhöhe, Länge und Lautstärke.

3.1. Prominenzmarkierung durch Tonakzente

Prosodische Prominenz wird meist bezogen auf konkrete Hervorhebungen (meist von Silben) auf der Äußerungsebene behandelt, wobei es hauptsächlich um die Verteilung und Realisierung von Tonakzenten (*pitch accents*) geht. Hier werden aber auch alle möglichen Betonungssilben gemeint, also abstrakte Betonungsmuster (*stress patterns*) innerhalb von Wörtern, Phrasen und Äußerungen, die dann eventuell innerhalb der prosodischen Phrase als Druckakzente (*stresses*) realisiert werden können. (Ton-)Akzentuierte Silben manifestieren sich im Vergleich zu den unakzentuierten vornehmlich durch eine lokale Tonhöhenbewegung, aber auch durch unreduzierte Vokale, größere Intensität (größere Stimmstärke) und größere Dauer (Dehnung des jeweiligen Vokals bzw. des vorangehenden Konsonanten). Das Schaubild in (2) zeigt fünf Prominenzstufen (angelehnt an Terken, Hermes 2000, S. 101) und ihre primären akustischen Unterscheidungsmerkmale.

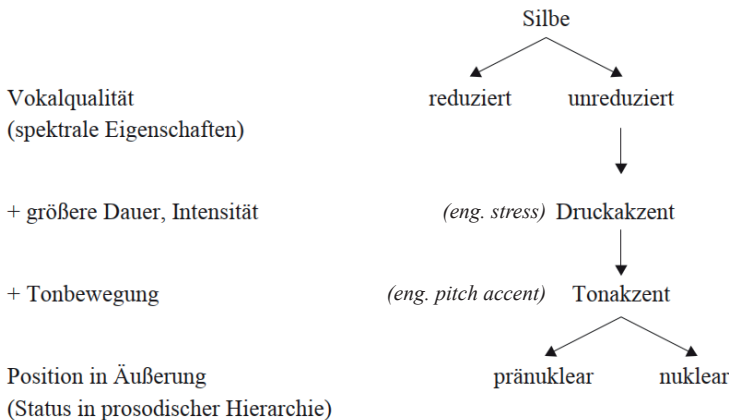


Abb. 2. Prominenzstufen nach Grice, Baumann (2016, S. 88) (angelehnt an Terken, Hermes 2000, S. 101)

Für das Deutsche wird Prominenz auf lexikalischer Ebene (auch: Wortebene) als *Betonung* bezeichnet, auf postlexikalischer Ebene (auch: Äußerungsebene) wird der Begriff der *Akzentuierung* verwendet (vor allem in der deutschsprachigen Literatur zur Intonation wird allerdings oft der Begriff *Wortakzent* für Hervorhebungen auf Wortebene verwendet). (Grice, Baumann 2016, S. 88)

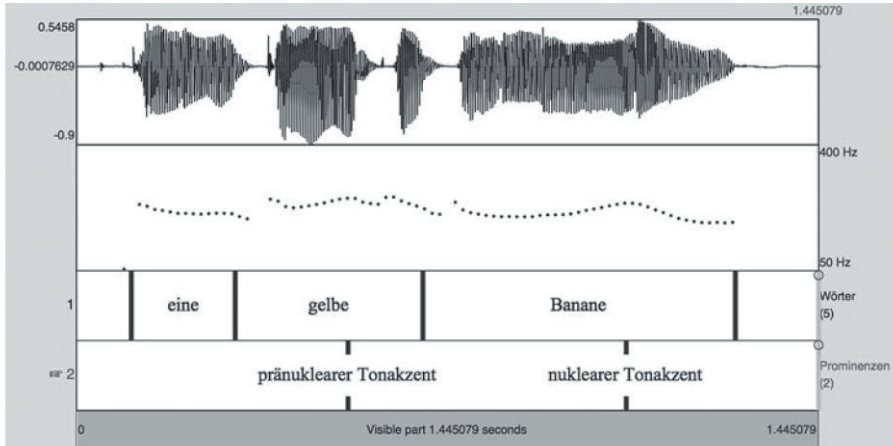


Abb. 3. Osyilogramm, Grundfrequenzverlauf und Annotationsebenen der Äußerung *eine gelbe Banane* einer weiblichen Sprecherin in Praat (Grice, Baumann 2016, S. 90)

3.2. Phrasierung durch Grenztöne

Wie bereits dargestellt, liegt der Kommunikation in der Lautsprache (dennoch nicht ausschließlich) eine bestimmte prosodische Struktur zugrunde, die eben in der Gliederung der Äußerung in kleinere prosodische Einheiten – Intonationseinheiten besteht, die jeweils voneinander durch Pausen abgegrenzt werden. Längere Pausen bedeuten besser wahrgenommene Grenzen, bei kürzeren oder gar im Sprechfluß unauffälligen Pausen werden die Grenzen ohnehin durch den Grenzton markiert, auch durch andere Parameter, etwa durch phrasenfinale Längung der Silben und durch nachlassende Lautstärke. Bei prä nuklearen Akzenttönen wird der finale Grenzton meist durch progredienten Tonverlauf markiert, bei nuklearem Tonakzent hat man dann je nach Absicht und Sprechintention drei Möglichkeiten der finalen Tonhöhenbewegung. (vgl. Schramm, Schmidt 1980, S. 26–30; Rausch, Rausch 2000, S. 130–141; auch Grice, Baumann 2016, S. 90f. und 97)

Die folgenden Beispiele (nach Grice, Baumann 2016, S. 90f. angeführt) demonstrieren die Relevanz der finalen Grenztöne und Pausen zur Abgrenzung prosodischer Einheiten auf der phrasalen Ebene (Äußerungsebene) – bei allen Wörtern (Intonationseinheiten zugleich) im Beispiel (1)⁴, gegenüber mangelnder

⁴ „Dies wird mittels Pausen und hohen bzw. steigenden Grenztönen (jeweils am Ende von Computer und Tastatur) erreicht“ (ebda.).

Pausierung und Grenzmarkierung auf der lexikalischen Ebene im Wort Computertastatur im Beispiel (2).⁵

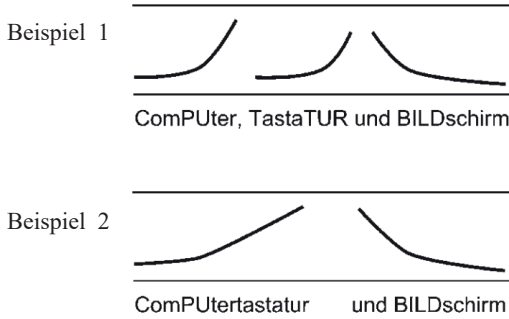


Abb. 4. Beispiele nach Grice, Baumann 2016, S. 91

Innerhalb von prosodischen Einheiten (phonologischen Phrasen) erscheinen auch Prominenzen ohne tonale Eigenschaft, und zwar sog. Druckakzente (*stress*). Druckakzentuierte Silben sind nämlich auf auditiver Ebene durch größere Lautstärke und eventuelle Dehnung zu erkennen und liegen auf lexikalisch betonten Silben sowohl in der prä- als auch postnuklearen Position.

Druckakzente werden als keine vollwertigen Akzente eingestuft, denn sie werden nicht durch eine distinktive Tonveränderung ausgedrückt. (ebda., S. 92) Eine klare Übersicht über die jeweiligen Begriffe (Phrasenakzent, Phrasenton und Druckakzent) liefern Grice und Baumann (2016, S. 92).

Terminus	Prominenzmarkierung	Grenzmarkierung
phrase accent (ursprünglich)	nein	ja, Markierung von Intermediärphrasengrenzen
phrase tone (abgeleitet aus phrase accent; ursprünglich)	nein	ja, Markierung von Intermediärphrasengrenzen
phrase accent bzw. Phrasenakzent od. Phrasenton (heute)	ja, für postnukleare Prominenzen	ja, Markierung von Intermediärphrasengrenzen
Phrasenakzent (germanistische Linguistik)	ja, als Synonym für nuklearen Tonakzent	nein
Druckakzent	prä-/postnuklear für Prominenzen ohne Tonbewegung	nein

Abb. 5. Auslegungen der Begriffe *Phrasenakzent*, *Phrasenton* und *Druckakzent* nach Grice, Baumann (2016, S. 92)

⁵ „Computertastatur und Bildschirm wird nur nach dem ersten Kompositum (und natürlich am Ende der Äußerung) eine Grenze realisiert. Die Äußerung wird hier durch einen Grenzton (plus finale Dehnung und Pause) auf -tastatur in zwei Einheiten gegliedert“ (ebda.).

Prosodische Konstituenten (hier: phonologische Phrase und Intonationsphrase) und die daran gebundene Betonung in der Analyse der Lautsprache setzen sich also auf die bereits angesprochene **prosodische Struktur** zusammen.

Als zwei wichtige Konstituenten der prosodischen Struktur gelten also phonologische Phrase und Intonationsphrase (Truckenbrodt 2016, S. 115f.). Innerhalb von phonologischen Phrasen werden jeweils Wortakzente gesetzt (Primärakzent – die stärkste Betonung und eventuell Sekundärakzente – Nebenakzente – alle Akzente liegen innerhalb der sog. prosodischen Wörter, unbetonte Funktionswörter sind in der Regel keine prosodischen Wörter).

Als prosodische Wörter werden also Wörter verstanden, innerhalb von denen jeweils Phrasenakzente (bei Grice/Baumann 2016; bei Truckenbrodt 2016 Akzenttöne – Tonakzente) liegen, ausgenommen von dieser Gruppe sind ersichtlich Proklitika und Enklitika (Grzeszczakowska 2010, S. 83–85). Prosodische Wörter tragen die sog. Phrasenakzente innerhalb von phonologischen Phrasen, deren Grenzen jeweils durch sog. Grenztöne – prosodische Grenzen markiert werden, Phrasenakzente werden dann je nach der inhaltlichen Relevanz – nach dem kommunikativen Wert mit der entsprechenden Intonation (mit Tonerhöhung oder Tonvertiefung markiert), wodurch die sog. Intonationsphrasen gebildet werden.

Zusammenfassend muss konstatiert werden, dass nicht alle Phrasenakzente mit der Tonveränderung (Tonerhöhung) markiert werden (vgl. Grice, Baumann 2016; Truckenbrodt 2016).

Nicht alle Akzente der phonologischen Phrase werden folgerichtig gleich realisiert, d.h. nicht alle hängen mit den tonalen Veränderungen zusammen, wenigstens nicht mit großen Tonveränderungen, daher betrifft die zweite Ebene bei Truckenbrodt (Intonationsphrase), bei der die tonale Prominenzmarkierung bestimmter Wörter erfolgt, die Satzakzente. (vgl. Truckenbrodt 2016).

Der LUKas	hat am SAMstg	ZWEI TOre	geSCHOSsen	
(x)	(x)	(x)	(x)	(x)
				– prosodische Wörter (Wortakzente)
(x)	(x)	(x)	(x)	
				– phonologische Phrasen
((((
				– Intonationsphrasen

Abb. 6. Gegenüberstellung von prosodischen Wörtern, phonologischen Phrasen und Intonationsphrasen am Beispiel des Satzes: *Der Lukas hat am Samstag zwei Tore geschossen.* (vgl. Bußmann 1990, S. 746).

Was den Beispielen zu entnehmen ist, werden prosodische Phrasen im Sinne phonologische Phrasen gebraucht, Intonationsphrasen gelten in der Literatur generell als maximal große Phrasen (satzartige Syntagmen) mit Ausspruchsakzentuierung, und zwar mit dem wichtigsten Satzakkent. Satzakkent auch Äußerungsakkent, Satz Kern, Hauptakkent, Hochakkent u.a. (vgl. Moroni, Graffmann, Vorderwülbecke 2010, S. 29).

4. Syntagmen – syntaktische Phrasen – Phrasenbegriff

4.1. Syntagma

Die Bezeichnung **Syntagma** stammt aus dem griechischen Wort σύνταγμα *syntagma* und bedeutet so viel wie *Zusammengesetztes* oder *Verfassung*. In der Sprachwissenschaft werden mit diesem Begriff Gruppen zusammenhängender sprachlicher Elemente in einer konkreten Äußerung signifiziert, angefangen mit den kleinsten Verbindungen von Sprachzeichen geschriebener oder gesprochener Sprache (von Lauten oder Buchstaben) also Silbe bzw. Morphem, über Wörter (Simplizia, Derivate und Komposita), über Phrasen (kleinere oder größere Wortgruppen) bis zu Klauseln und zu den größten syntagmatischen Einheiten in der Grammatik, zu den Sätzen (Bussman 1990, S. 765; vgl. auch Bogdal 2008, S. 41).

In der Linguistik wurde der Ausdruck *Syntagma* von Ferdinand de Saussure eingeführt und versteht sich als eine Kette von Elementen (Sprachzeichen) in einer vorliegenden Äußerung (vgl. Kjørup 2009, S. 24), als durch Segmentierung gewonnene strukturierte, aber noch unklassifizierte Folge von sprachlichen Ausdrücken (Bussman 1990, S. 765). Grundlegend kommt hier eben syntaktische Zusammengehörigkeit dieser Elemente vor (Kessel, Reimann 2005, S. 29), lineare Abfolge sei dabei aber keine unabdingbare Voraussetzung (ebda. und Bogdal 2008, S. 41), wengleich die Elemente in der Regel nebeneinander stehen.

Syntagma als Verkettung von Ausdrücken auf der horizontalen Ebene ist einer der Saussureschen dichotomischen Begriffe. Als sein „Gegenpol“ besteht das Wort **Paradigma** und bezeichnet die auf vertikaler Ebene für einzelne Segmenten austauschbaren Ausdrücke derselben (Wort-)Kategorie (Bussman 1990, S. 555). Im Syntagma werden Elemente kombiniert, im Paradigma gegenübergestellt – durch andere ersetzt, was feststellen lässt: Paradigmen und Syntagmen bilden die Strukturmuster der Sprache und syntagmatische und paradigmatische Beziehungen definieren und durchdringen alle sprachlichen Strukturen.

In diesem Beitrag wird das phrasenartige Syntagma in den Fokus gerückt, um dann die Relationen (Parallelen und Divergenzen) zwischen phonologischen und syntaktischen Phrasen zu konstatieren. Prosodische und syntaktische Einheiten scheinen nämlich manchmal auseinanderzugehen.

4.2. Syntaktische Phrase

Der Phrasenbegriff leitet sich aus der Konstituentenstrukturgrammatik (Phrasenstrukturgrammatik) des amerikanischen Strukturalismus her (Bloomfield, Fries) und der sog. I(mmediate)-C(onstiuence)-Analyse⁶ (Wells 1947;

⁶ Mit der IC-Analyse wird ein gegebener Satz allmählig zerlegt, wobei gemeinhin in binären Schritten vorgegangen wird, sonach werden auf jeder Stufe mindestens zwei maximale Phrasen

Gleason 1961; Harris 1946) und versteht sich als „Bezeichnung für eine Menge von syntaktischen Elementen, die eine Konstituente (Wortgruppe oder Satzteil⁷ von relativer Selbständigkeit bilden“ (Bussman 1990, S. 585). Im Falle der Dependenzgrammatik wird der Phrasenbegriff lediglich in Bezug auf Einheiten gebraucht, die aus mehr als einem Wort bestehen. (vgl. Tesniere 1959; Heringer 1996; Agel 2003)

„Phrasen sind Wortgruppen, deren Elemente syntaktisch und semantisch funktional zusammengehören, eine Einheit bilden und bestimmten syntaktischen Regeln folgen“⁸ (vgl. auch Duden 2005, S. 777–782). Dabei zeichnen sich folgende phrasenspezifische Merkmale aus (ebda.):

- Phrasen sind funktional selbständige Wortgruppen, die aus einem oder mehreren Elementen (syntaktischer Wörter also Wortformen) bestehen, wobei genau eine Wortform (ein syntaktisches Wort) als Kern (Kopf, Nukleus, Regens in der Dependenzstruktur) der Phrase fungiert.

- Phrasen mit dem gleichen lexikalischen Kern werden je nach Wortklasse als Phrasen eines bestimmten Typs kategorisiert, und nach der jeweiligen Wortart benannt (Nominalphrase mit Nomen als Kern, Adjektivphrase mit Adjektiv als Ker etc.).

- Phrasen desselben Typs können koordiniert werden.

- Phrasen enthalten kein finites Verb als lexikalischen Kern.⁹

- Phrasen können auch in andere größere Phrasen eingebettet sein, sie kommen dann als Teile komplexerer Phrasen vor.

- Phrasen können – sofern sie nicht Teil anderer Phrasen sind – alleine das Vorfeld des deutschen Satzes besetzen und als Satzglied (selbständiges syntaktisches funktionales Glied) erfasst werden.

– Segmente auseinandergehalten. In ihre Bestandteile – Konstituenten werden zunächst komplexere sprachliche Einheiten aufgelöst, mit der obersten angesetzt – mit dem Satz, welchem seiner Sonderbarkeit halber die Bezeichnung Konstitut beigemessen wird. Daraufhin werden Komponente der auf der tieferen Ebene gewonnenen Einheiten ermittelt, welche wiederum in ihre unmittelbaren Elemente zerfallen, bis hin zu den kleinsten – nicht mehr zu zergliedernden Einheiten wie Wörter oder Morpheme, so dass die bei der Analyse abgesonderten ICs als „as independent of each other in their distribution as possible“ (Wells 1946, S. 190) ergo „with maximum freedom of occurrence“ (Gleason 1961, S. 136) vorkommen (vgl. auch Harris 1946, S. 161–183; Hockett 1958; Chatman 1955; Chomsky 1957 und Nida 1960).

⁷ Im Unterschied zum Phrasenbegriff *phrase*, mit welchem Wortgruppen ohne finite Verbformen bezeichnet werden, wird in manchen Grammatiken die Bezeichnung Klausel *clause* bezogen auf syntaktische Konstruktionen mit finiter Verbform angewendet, wodurch diese *clause* in der grammatischen Hierarchie zwischen *phrase* und *sentence* steht. (Bussman 1990, S. 585). Im Falle von Heringer (1996, S. 210–235) kommt der Begriff Klausel in Bezug auf Teilsätze vor.

⁸ <https://grammis.ids-mannheim.de/kontrastive-grammatik/5759>

⁹ Dies stimmt allerdings für die Dependenzgrammatik kaum (sehr eingehende Informationen zu finiten und infiniten Verbalphrasen sind bei Heringer 1996 zu finden, aber auch bei Weber 1992 und vielen anderen Dependenzlern).

Als Exempel für hierarchischen Aufbau von Phrasen, wo größere Phrasen jeweils kleinere Phrasen involvieren können, wird folgende Strukturanalyse dargestellt:

[[[Viele]_{Det} [fortgeschrittene]_{Adj} [Lerner]_{N,NP} [[gebrauchen]_V [häufig]_{Adv} [[die]_{Det} [[[[durch]_{PP}
 [[[allerlei]_{Adj} [nähere]_{Adj}]_{AdjP} [Bestimmungen]_{N,NP}]_{PP} [erweiterten]_{Adj}]_{AdjP} [adjektivischen]_{Adj}]
]_{AdjP} [Attribute]_{N,NP}]_{VP}]_S

Abb. 7. Komplexe Phrasenstruktur vom Satz: *Viele fortgeschrittene Lerner gebrauchen häufig die durch allerlei nähere Bestimmungen erweiterten adjektivischen Attribute.* (vgl. Bußmann 1990, S. 746).

Je nach der Perspektive können manchen Phrasen verschiedene Bezeichnungen verliehen werden, z. B. hinsichtlich der Verschiebbarkeit – Permutationsmöglichkeit kann die jeweilige Phrase als Satzglied bzw. als Gliedteil eingestuft werden, je nach Obliegenheit für die Korrektheit des Satzes oder nach dem eventuellen Einbezug in den Stellenplan des logischen Prädikats kann die jeweilige Wortgruppe als Ergänzung oder als Angabe betrachtet werden, je nach syntaktischer Funktion benennt man die Phrasen als Subjekt, Objekt, Prädikat, Prädikativ, Adverbial etc.

Man kann auch die jeweiligen Phrasen je nach dem Kern, dem Kopf, nach den grammatischen Merkmalen wie Wortart und Kasus benennen, und so falls das Nomen Kern der Phrase ist, spricht man von einer Nominalphrase (auf den Kasus bezogen über NP im Nominativ, Genitiv, Dativ, Akkusativ), analog auch von Adjektivphrase, Adverbphrase, Präpositionalphrase, Konjunkionalphrase etc.

Nach Duden werden Phrasenarten in sieben Gruppen eingeteilt (Duden 2005, S. 806). Es sind: Nominalphrasen, Artikelphrasen, Adjektivphrasen, Adverbphrasen, Präpositionalphrasen, Konjunkionalphrase und Verbalphrase). Sehr eingehend ist der Phrasenbegriff von den Mitarbeitern des Instituts für Deutsche Sprache Mannheim bearbeitet worden¹⁰, und zwar mit dem kontrastiven Anteil in mehreren Sprachen.

Bei Truckenbrodt (2016; vgl. auch 2006) erscheinen allerdings bei der Betrachtung einiger syntaktischer Phrasen (nach Abney, Bech, Wurmbrand) gravierende Unterschiede im Vergleich zu der traditionellen Grammatik, zu der ursprünglichen strukturalistischen Konstituentenstruktur (Bloomfield 1933; Fries 1946, 1969; Gleason 1961; Harris 1946; Hockett 1958; Chatman 1955; Chomsky 1957 und Nida 1960; Mel'čuk 1988, S. 13; Erben 1972) wie auch zu vielen Dependenzgrammatiken (Herringer 1996; Heringer 1980; Mel'čuk 1988; Weber 1992; vgl. auch Żytyńska 2008)

In der Syntax projiziert jedes Wort eine syntaktische Phrase (XP): Nomen projizieren eine NP (Nominalphrase), Verben eine VP (Verbalphrase), etc. Das Wort, das die Phrase projiziert, ist der syntaktische Kopf der Phrase. Außer dem Kopf können noch XPs in der Projektion stehen:

¹⁰ <https://grammis.ids-mannheim.de/kontrastive-grammatik/5626>

Dies sind von lexikalischen Eigenschaften des Kopfes abhängige Elemente, insbesondere auch lexikalisch vom Kopf selektierte Elemente. (Truckenbrodt 2016, S. 110f.)

Andere Fälle sind abstrakter. So wird seit Abney (1987) eine Wortart D (engl. determiner) angenommen, die Pronomen und Artikel umfasst. Artikel wie *die, diese* selektieren als lexikalische Eigenschaft eine NP, im Gegensatz zu Pronomen wie *er, sie, es*, die keine NP selektieren. Entsprechend ist die NP von lexikalischen Eigenschaften des D-Elements abhängig und Teil dessen Projektion DP: [DP sie], [DP ein [NP Buch]] und [DP der [NP Freund [PP von [NP Maria]]]]. – Bei einer Kombination aus Hauptverb und Hilfsverb ist die infinite Form des Hauptverbs vom Hilfsverb selektiert (Bech 1955, 1957), so dass plausibel ist, dass die VP des Hauptverbs in der VP des Hilfsverbs steht (Wurmbrand 1998): [VP1 [VP2 [ein Buch] gelesen2] haben1]. Ähnlich bei anderen Kombinationen von Verben, beispielsweise [VP1 [VP2 [ein Buch] lesen2] wollen1]. (ebda., S. 111)

Zusammenfassend ist festzustellen, dass es folgende grundlegende Unterschiede bei der Auffassung von Phrasen gibt:

– Verbalphrase umfasst bei Truckenbrodt lediglich die obligatorischen Elemente wie Objekte. Die Zusatzinformationen, die über den Sachverhalt durch Adverbialien ausgesagt werden, werden nicht in die Verbalphrase mit einbezogen, s. Beispiele (1, 2) (Truckenbrodt 2016, S. 116)

(1) (x) (x)_p
[während [eines [Vortrags]]] [_{VP}[einen [Pullover]]stricken]

(2) (x) (x) (x)_p
[_{DP}Der [_{NP}Wladimir]] will [_{PP}in [_{NP}Panama]] [_{VP}[_{AP}junge [_{NP}Lamas]] malen]

– Determinator (Artikelwort) soll als Teil der Nominalphrase betrachtet werden, hier wird das umgekehrt angewendet Artikelwort erscheint als Regens – Kopf für die nominale Phrase, s. Beispiele (3–6) (ebda.).

(3) (x) (x)_p
[_{DP}ein [_{NP}Lama]] [_{PP}mit [_{DP}einem [_{NP}Lama]]]

(4) (x)_p
[_{DP}die [_{NP}Freundin]] [_{PP}von [_{NP}Peter]]]

(5) (x)_p
[_{VP}[_{DP}ein [_{NP}Buch]] lesen]

(6) (x)_p
[_{VP}[_{VP}[_{DP}ein [_{NP}Buch]] lesen] wollen]

– ebenso verhalten sich Adjektive, die als Regentien für die nachstehende Nominalphrase erscheinen, was bei vielen Linguisten umgekehrt betrachtet wird, s. Beispiel (7) (ebda.)

(7) [_{AP}junge [_{NP}Lamas]]

Wie abstrakt das auch aus grammatischer Sicht klingt, scheint das einigermaßen Übereinstimmung in die Beziehung zwischen prosodischen und syntaktischen Phrasen einzuführen, andererseits aber Unstimmigkeit in den Strukturbauelementen der jeweiligen syntaktischen Phrasen, was zu grammatischen Fehlern führen kann (vgl. Żytyńska 2016), dies widerspricht nämlich vollauf der Regel der Subordiniertheit, nach der das dependente Glied – untergesetzte Glied selbständig im Syntagma nicht vorkommen kann.

Diese Übereinstimmung besteht darin, dass jeweils das dependente Glied den Betonungsschlag bekommt, d.h. der Phrasenakzent soll auf das Innerste der syntaktischen Phrase gelegt werden – „die innerste XP, die immer nur aus einem Wort besteht, trägt Betonung“ (Truckenbrodt 2016, S. 111). Z. B. (vgl. Truckenbrodt 2016, S. 111–114; vgl. auch Truckenbrodt 2006, S. 575):

- (8) [_{DP} eine [_{NP} Frau]] und [_{DP} ein [_{NP} Kind]] oder
 (9) [_{DP} die [_{NP} Freundin [_{PP} von [_{NP} Peter]]]]
 (10) [Der [_{NP} Peter]] hat [[der [_{NP} Schwester [des [_{NP} Freundes [von [_{NP} Maria]]]]]]][eine [_{NP} Rose]] geschenkt]

„Ineinander stehende XPs [syntaktische Phrasen] bilden eine P-Phrase [phonologische Phrase], deren Betonung in der innersten XP liegt. Nebeneinander stehende XPs bilden separate P-Phrasen (sofern sie nicht pronominal sind). Rechtsverstärkung in der I-Phrase [Intonationsphrase] leitet die Satzbetonung ab. Fokus kann diese Muster überschreiben. (Truckenbrodt 2016, S. 122)

5. Syntaktische Phrase vs. prosodische Phrase

Besonderheiten bei der Bestimmung der syntaktischen Phrasen bei Truckenbrodt (2006, 2016) (namentlich der Artikel- Adjektiv- und der Verbphrase) resultieren aus seiner Annahme, auch wenn das anderen Linguisten entnommen wurde (2016, S. 111), dass die innerste (in der Hierarchie bei der Dependenzberücksichtigung – die unterste, dependente) syntaktische Phrase den Akzent erhält (ebda., S. 111f., 122). Auf der anderen Seite gibt es Forscher, die in Anlehnung an die üblich angenommene Spezifizierung von Phrasenstrukturen, doch die Abweichungen bei deren prosodischen Widerspiegelung zugeben, wie beispielsweise Rausch, Rausch (2000, S. 93–96), die bei der Betrachtung von Phrasen (Adjektiv-, Partizipial-, Nominal-, Präpositionalphrasen wie auch Infinitiv-, Relativ-, Partizipial-etc. -klauseln), welche die syntaktische Funktion der Attribute erfüllen (der Gliedteilsätze – in der Syntax evident dependenten Phrasen – in andere eingebetteten Phrasen, nach Truckenbrodt „inneren“ Phrasen), meist den Tonakzent der Phrase erhalten (im Falle der Nachstellung – Rechtsstellung des Attributs), sehr oft aber den Akzentton nicht tragen, und zwar bei der Vorderstellung – Linksstellung des

Attributs (das meist im Falle von Adjektiv-, und Partizipialphrasen). Sie werden dafür aber oft – besonders bei längeren Lexemen nur mit leichtem Druckakzent realisiert. Die Schwankungen bei der Relevanz syntaktischen Kernes und des prosodischen Betonungsschlags innerhalb von abgeordneten Phrasen (syntaktischen oder prosodischen – sehr oft stimmen die Phrasengrenzen überein) bestehen nicht als die einzige Frage. Problematisch erscheint nämlich oft gerade selbst die Abgrenzung von prosodischen Phrasen mit dem initialen und finalen Grenzton, vornehmlich in Fällen, wo keine Übereinstimmung mit der syntaktischen Phraseneinteilung verzeichnet werden kann. Das betrifft hauptsächlich die Proklytika (vorangehende Synsemantika) und Enklytika (nachstehende Synsemantika) (vgl. Grzeszczakowska 2010, S. 82–85). Z. B.

prosodische Phrasen

(mit Akzenttönen: Haupt- und Nebenakzenten gegebenenfalls mit leichten Druckakzenten).¹²

(11) Der Nachbar | geht | mit seiner Frau | ins Kino.

(12) Er geht | mit seiner Frau | ins Kino.

(13) Er freut sich | über den Kinobesuch.

(14) Ich gebe ihm | das Buch.

(15) Sie unterhalten sich miteinander | über die Schule.

syntaktische Phrasen

(mit Phrasenkernen)¹¹

Der Nachbar | geht | mit seiner Frau | ins Kino.

Er | geht | mit seiner Frau | ins Kino.

Er | freut sich | über den Kinobesuch.

Ich | gebe | ihm | das Buch.

Sie | unterhalten sich | miteinander | über die Schule.

An diesen Beispielen sieht man klar, dass nur im ersten Satz bei der Topic syntaktische Phrase und prosodische übereinstimmen, so liegt der Akzentton auf dem Kern der syntaktischen Phrase. In den restlichen Beispielen, aufgrund der syntaktischen Pronominalphrase, die phonologisch als Synsemantikum (Funktionswort) (vgl. Grzeszczakowska 2010, S. 82; auch Stock 1996, S. 53ff., etc.) – akzentloses Glied aus der Gruppe von Proklytika, bekommt der Kern der Phrase keinen Phrasenakzent (Tonakzent) – die Grenze der prosodischen Einheit wird nach rechts verschoben, um einen geeigneten Phrasenakzentträger zu finden. Im Falle von Verben wird das meist aber ein leichter Druckakzent (mit ein wenig verstärkter Lautheit).

¹¹ Bei der Analyse von Verbphrasen (den komplexesten Phrasen von allen) werden Kern der Phrase – das Verb, und alle anderen dazugehörenden Phrasen in der vorliegenden Betrachtung berücksichtigt. (Mehr zur Analyse von Verbphrasen in: Herring 1996; Weber 1992; Duden 2005; Żytyńska 2008)

¹² „Die Anzahl der im konkreten Fall realisierten Akzente und damit AGn hängt vom Sprechstil ab. In normaler, Rudiger Sprechweise können mehr Akzente gesetzt werden als in schneller, oft emotionaler Sprechweise, in der z. B. zwei AGn in eine IP eingehen.“ (Moroni, Graffmann, Vorderwülbecke 2010, S. 31)

(21a) | du musst dich | beim nächsten mal | viel massiver | reinhängen |

(21b) | du musst dich beim nächsten mal | viel massiver reinhängen | (ebd.)

Daraus lässt sich zweierlei Schlussfolgerung ziehen, erstens um prosodische Phrasen (Akzentphrasen) zu ermitteln, muss man manchmal über die einzelnen syntaktischen Phrasen hinwegsehen, zweitens soll außer Syntax auch die Schnittstelle mit Morphologie und Semantik bei der prosodischen Strukturierung mitberücksichtigt werden. Pronominalisierte syntaktische Phrasen verlieren ihre Phrasenposition in der prosodischen Struktur (bekommen keinen Akzent, nicht einmal einen Druckakzent).

6. Fazit

Bei der Gegenüberstellung prosodischer und syntaktischer Einheiten zeichnen sich einige Gesetzmäßigkeiten aus: (1) bei syntaktischen Phrasen geht es immer um Regentien – Wortformen, die auf der morphosyntaktischen Ebene andere zusammengehörende Wortformen dominieren, ohne welche die jeweiligen dominierten – dependenten Elemente selbständig nicht vorkommen können – wenn schon, dann ungrammatisch erscheinen und (2) bei prosodischen Phrasen geht es vielmehr um inhaltlich vollständige Wörter (Autosemantika), die hohen inhaltlichen Gehalt aufweisen, was für die lautsprachliche Kommunikation eben besonders wichtig erscheint, an welche sich wiederum die inhaltlich weniger relevanten Wörter anschließen (wie Proklytika und Enklytika). Dadurch werden Phrasengrenzen in syntaktischen und prosodischen Phrasen in manchen Fällen unterschiedlich, generell spiegelt aber die Prosodie im großen Maße die syntaktische Struktur von Äußerungen wider, und eigentlich baut auf dieser auf, lässt lediglich einige Modifikationen zu. (3) Es kommen oft bei der lautsprachlichen Kommunikation zusätzliche Faktoren ins Spiel, wie Kontext, Absicht, Emotion, Individualität des Sprechers, die ohne Weiteres Prosodie der Äußerung beeinflussen und verändern können.

LITERATURVERZEICHNIS

- Abney S. (1987), *The English Noun Phrase in its Sentential Aspect*, Doktorarbeit. Massachusetts Institute of Technology.
- Ágel V. (2000), *Valenztheorie. Ein Arbeitsbuch*. Tübingen: Narr.
- Anderson-Hsieh J., Johnson R., Koehler K. (1992), *The relationship between native speaker judgments of nonnative pronunciation and deviance in segmentals, prosody, and syllable structure*, „Language learning“, Nr. 42, S. 529–555.
- Bech G. (1955–1957), *Studien über das deutsche Verbum infinitum*. 1./2. Kopenhagen.
- Beckman M.E., Pierrehumbert J.B. (1986), *Intonational structure in Japanese and English*. „Phonology Yearbook“, 3, S. 255–309.
- Benkowitz A. (2004), *Kontrastive phonetische Untersuchungen zum Rhythmus: Britisches Englisch als Ausgangssprache – Deutsch als Zielsprache*. Frankfurt am Maine: Peter Lang.
- Bloomfield L. (1933), *Language*. New York.
- Bogdal K.-M. (2008), *BA-Studium Germanistik: ein Lehrbuch*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

- Bose I. (1995), *Auf den Rhythmus kommt es an ... Zur Akzentuierung und Gliederung im Deutschen*. In: E. Endt, U. Hirschfeld (Hg.), *Die Rhythmuslokomotive. Ausspracheübungen für Kinder*. München: Goethe-Institut, S. 18–27.
- Bussmann H. (Hg.) (1990), *Lexikon der Sprachwissenschaft*, 2. völlig neu bearbeitete Auflage. Stuttgart: Kröner.
- Chafe W. (1988), *Punctuation and the prosody of written language*, „Written Communication“, Nr. 5(4), S. 396–426.
- Chatman S. (1955), *Immediate Constituents and Expansion Analysis*, „Word“, Nr. 11, S. 377–385.
- Chomsky N. (1957), *Syntactic Structures*, „Janua Linguarum“, Nr. 4. The Hague.
- Chomsky N. (1969), *Aspects of the Theory of Syntax*, Cambridge 1965. – dt. Übersetzung: „Aspekte der Syntax-Theorie“ von einem Kollektiv unter der Leitung von E. Lang, Arbeitsstelle Strukturelle Grammatik. Frankfurt (Theorie 2).
- Coblentz H. (1987), *Erfolgreich sprechen. Fehler und wie man sie vermeidet*. Wien.
- Cosentino G. (2015), „Wir lesen mit den Ohren“: *Leseprosodie und Textverstehen*. In: M. Dalmas, A.M. Foschi, M. Hepp, E. Neuland (Hg.), *Texte im Spannungsfeld von medialen Spielräumen und Normorientierung. Pisaner Fachtagung 2014 zu interkulturellen Perspektiven der internationalen Germanistik*. München: Iudicium, S. 329–336.
- Dauer R.M. (1987), *Phonetic and Phonological Components of Language Rhythm*. In: *Proceedings XIth International Congress of Phonetic Sciences*, Vol. 5. Tallinn: Academy of Sciences, S. 447–450.
- Erben J. (1972), *Deutsche Grammatik. Ein Abriss*. München: Hueber.
- Féry C. (1993), *German Intonational Patterns*. Tübingen: Niemeyer.
- Fodor J. (2002), *Prosodic disambiguation in silent reading*. In M. Hirotani (Hg.), *Proceedings of NELS 32 GLSA Publications*, Amherst, S. 113–132.
- Fries Ch.C. (1969), *The Structure of English*, 8. Aufl. New York.
- Gensel D. (2020), *Auf den Klang kommt's an: Die Vertonung eigener Geschichten zur intensiven Auseinandersetzung mit Prosodie im DaF-Unterricht*, „Magazin. Revista de Germanística Intercultural“, S. 93–99.
- Gleason H.A. (1961), *An Introduction to Descriptive Linguistics*, 1. Aufl. New York: Revised Edition.
- Glinz H. (1968), *Die innere Form des Deutschen. Eine neue deutsche Grammatik*, 5. Aufl. Bern.
- Górka J. (1969), *Prosodische Funktionen in der lautsprachlichen Kommunikation*. In: A. Dębski, K. Lipiński, (Hg.), *Perspektiven der polnischen Germanistik in Sprach- und Literaturwissenschaft: Festschrift für Olga Dobijanka-Witczakowa zum 80. Geburtstag = Germanistiae Poloni studiorum linguae Germanicae et historiae litterarum Germanicarum excolendorum quas spes alant: studia Olgae Dobijanka-Witczakowa octogennariae dedicata*. Kraków: Wydawnictwo Uniwersytetu Jagiellońskiego, S. 407–420.
- Graffmann H. (2007), „Dem Adressaten das Verstehen erleichtern“ I – *Informationsstrukturen aus prosodischer Sichtweise und Sprachpraxis*. In: *Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht 2007*. <https://zif.tu-journals.ulb.tu-darmstadt.de/article/id/2576/>
- Grice M., Baumann S. (2002), *Deutsche Intonation und GToBI*, „Linguistische Berichte“, Nr. 191, S. 267–298.
- Grice M., Baumann S. (2016), *Intonation in der Lautsprache: Tonale Analyse*. In: U. Domahs, B. Primus (Hg.), *Handbuch Laut, Gebärde, Buchstabe*. de Gruyter, S. 84–105.
- Grice M., Baumann S., Benzmueller R. (2005), *German intonation in autosegmentalmetrical phonology*. In: Jun Sun-Ah (Hg.), *Prosodic Typology: The Phonology of Intonation and Phrasing*. Oxford, S. 55–83.
- Grice M., Baumann S., Jagdfeld N. (2009), *Tonal association and derived nuclear accents – The case of downstepping contours in German*, „Lingua“, Nr. 119, S. 881–905.
- Grice M.D., Ladd R., Arvaniti A. (2000), *On the place of phrase accents in intonational phonology*, „Phonology“, Nr. 17, S. 143–185.

- Groen M.A., Veenendaal N.J., Verhoefen L. (2019), *The role of prosody in reading comprehension: evidence from poor comprehenders*, „Journal of Research in Reading“, Nr. 42(1), S. 37–57.
- Grzeszczakowska-Pawlikowska B. (2007), *Probleme beim Rhythmuswerb-Ausgangssprache Polnisch und Zielsprache Deutsch*. In: *Zeitschrift für interkulturellen Fremdsprachenunterricht 2007*. <https://zif.tu-journals.ulb.tu-darmstadt.de/article/id/2566/>.
- Grzeszczakowska-Pawlikowska B. (2010), *Schwierigkeiten polnischer Muttersprachler beim Erlernen des Rhythmus deutscher Sprache. Eine phonetische Fehleranalyse mit didaktischen Implikationen*. Łódź: Wyższa Szkoła Studiów Międzynarodowych.
- Grzeszczakowska-Pawlikowska B. (2016), *Hörerorientierung in der rhetorischen Redepraxis bei polnischen Germanistikstudierenden*. In: U. Hirschfeld, F. Lange, E. Stock (Hg.), *Phonetische und rhetorische Aspekte der interkulturellen Kommunikation. Schriften zur Sprechwissenschaft und Phonetik*. Band 7. Berlin: Frank & Timme, S. 77–84.
- Gussenhoven C. (2004), *The Phonology of Tone and Intonation*. Cambridge.
- Harris Z.S. (1946), *From Morpheme to Utterance*, „Language“, Nr. 22, S. 161–183.
- Harris Z.S. (1969), *Structural Linguistics*. 1. Aufl. 1951 (unter dem Titel: *Methods in Structural Linguistics*), 8. Aufl. Chicago.
- Heringer H.-J. (1996), *Deutsche Syntax dependentiell*. Stauffenberg.
- Hirschfeld U. (1991), *Verständlich sprechen*, „Deutsch als Fremdsprache“, Nr. 6, S. 156–160.
- Hirschfeld U. (1994), *Untersuchungen zur phonetischen Verständlichkeit Deutschlernender*. „Forum Phonetikum“, Nr. 57. Frankfurt am Maine.
- Hirschfeld U. (1995), *Phonetische Merkmale in der Aussprache Deutschlernender und deren Relevanz für deutsche Hörer*. In: *Deutsch als Fremdsprache. Zeitschrift zur Theorie und Praxis des Deutschunterrichts für Ausländer*, Nr. 32(3), S. 177–183.
- Hirschfeld U. (2003), *Ausspracheübungen*. In: K.-R. Bausch, H. Christ, H.-J. Krumm (Hg.), *Handbuch Fremdsprachenunterricht* (4. Aufl.). Tübingen–Basel: Francke, S. 277–280.
- Hirschfeld U., Reinke K. (2018), *Phonetik im Fach Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. Unter Berücksichtigung des Verhältnisses von Orthografie und Phonetik*. 2. Aufl. Berlin: Erich Schmidt Verlag.
- Hockett Ch.F. (1958) *A Course in Modern Linguistics*. New York.
- Kessel R. (2005), *Basiswissen Deutsche Gegenwartssprache*. Tübingen: Fink.
- Kjørup S. (2009), *Semiotik*. Paderborn: W. Fink.
- Kuhn M.R., Schwanenflugel P.J., Meisinger E.B. (2010), *Aligning Theory and Assessment of Reading Fluency: Automaticity, Prosody, and Definitions of Fluency*, „Reading Research Quarterly“, Nr. 45, S. 230–251.
- Ladd D.R. (2008), *Intonational Phonology*, 2. Aufl. Cambridge.
- Loots M. (1987), *The study of rhythm in relation to metrics*. In: *Proceedings XIth International Congress of Phonetic Sciences*, Vol. 5, Tallinn: Academy of Sciences, S. 465–467.
- Mehlhorn G., Trouvain J. (2007), *Sensibilisierung von Lernenden für fremdsprachliche Prosodie*. In: *Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht 2007*. <https://zif.tu-journals.ulb.tu-darmstadt.de/article/id/2573/>.
- Mel’čuk I. (1988), *Dependency syntax: Theory and practice*. Albany, NY: State University of New York Press.
- Missaglia F. (1998), *Kontrastiver Ansatz im Phonetikunterricht*, „Fremdsprachen und Hochschule“, Nr. 52, S. 73–89.
- Missaglia F. (2001), *Neue Kontrastivität: Die prosodische Wende*. In: S. Kuri, R. Saxer (Hg.), *Deutsch als Fremdsprache an der Schwelle zum 21. Jahrhundert. Zukunftsorientierte Konzepte und Projekte*. Innsbruck: Studienverlag, S. 75–95.
- Moroni M., Graffmann H., Vorderwülbecke K. (2010), *Überlegungen zur Prosodie im Bereich DaF*, „Info DaF“, Nr. 37, S. 21–40.
- Neuber B. (2002), *Prosodische Formen in Funktion: Leistungen der Suprasegmentalia für das Verstehen, Behalten und die Bedeutungs(re)konstruktion*. Frankfurt am Maine.

- Neuber B. (2006), *Phonetische und rhetorische Wirkungen sprechstimmlicher Parameter*. In: *Deutsch als Fremdsprache. Zeitschrift zur Theorie und Praxis des Deutschunterrichts für Ausländer*, Nr. 43(3), S. 151–156.
- Nida E.A. (1966), *A Synopsis of English Syntax*, 1960, 2. Aufl. The Hague 1966 (*Janua Linharum, Series Practica* 19).
- Pierrehumbert J.B. (1980), *The Phonology and Phonetics of English Intonation*. Doktorarbeit. Massachusetts: Institute of Technology.
- Pompino-Marschall B. (2003), *Einführung in die Phonetik*. Walter de Gruyter.
- Prieto P., Esteve-Gibert N. (Hg.) (2018), *The Development of Prosody in First Language Acquisition*. Amsterdam u.a.: John Benjamins.
- Rausch R., Rausch I. (1988), *Deutsche Phonetik für Ausländer. Ein Lehr- und Übungsbuch*. Leipzig: VEB Verlag Enzyklopädie.
- Sallat S. (2011), *Prosodie – Sprache entdecken*, „Sprache Stimme Gehör“, Nr. 35(03), S. 129.
- Schramm E., Schmidt L. (1980), *Übungen zur deutschen Aussprache*. Leipzig: VEB Verlag Enzyklopädie.
- Schröder C., Höhle B. (2011) *Prosodische Wahrnehmung im frühen Spracherwerb*, „Sprache Stimme Gehör“, Nr. 35. Stuttgart–New York: Georg Thieme Verlag KG, S. 91–98.
- Storch G. (1999) *Deutsch als Fremdsprache – Eine Didaktik. Theoretische Grundlagen und praktische Unterrichtsgestaltung*. München: Fink, (UTB L).
- Stock E. (1996), *Deutsche Intonation*. Leipzig–Berlin–München–Wien–Zürich–New York: Langenscheidt / Verlag Enzyklopädie.
- Stock E., Hirschfeld U. (Hg.) (1996), *Phonothek. Deutsch als Fremdsprache*, Arbeitsbuch. Leipzig–Berlin–München: Langenscheidt / Verlag Enzyklopädie.
- Terken J., Dik H. (2000), *The perception of prosodic prominence*. In: M. Horne (Hg.), *Prosody: Theory and Experiment. Studies Presented to Gösta Bruce*. Dordrecht, S. 89–127.
- Tesnière L. (1959), *Esquisses d'une syntaxe structural*. Paris.
- Tesnière L. (1980), *Grundzüge der strukturalen Syntax*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Tomatis A. (1987) *Der Klang des Lebens. Vorgeburtliche Kommunikation und die Anfänge der seelischen Entwicklung*. Reinbek.
- Truckenbrodt H. (2006), *Phrasal stress*. In: K. Brown (Hg.), *The Encyclopedia of Languages and Linguistics*, Band 9. 2. Aufl. Oxford, S. 572–579.
- Truckenbrodt H. (2016), *Intonation in der Lautsprache: Prosodische Struktur*. In: U. Domahs, B. Primus (Hg.), *Handbuch Laut, Gebärde, Buchstabe*. de Gruyter, S. 106–124.
- Uhmann S. (1991), *Fokusphonologie. Eine Analyse deutscher Intonationskonturen im Rahmen der nicht-linearen Phonologie*. Tübingen.
- Vorderwülbecke K. (1992), *Vom Sprechen zum Vorlesen*. In: K. Vorderwülbecke (Hg.), *Phonetik, Ausspracheschulung und Sprecherziehung im Bereich Deutsch als Fremdsprache. Fachtagung Didaktik Deutsch als Fremdsprache IV. Materialien Deutsch als Fremdsprache 32*. Regensburg: FaDaF, S. 131–141.
- Weber H.J (1992), *Dependenzgrammatik. Ein Arbeitsbuch*. Tübingen: Narr.
- Wurmbrand S. (1998), *Infinitives*. Doktorarbeit. Massachusetts Institute of Technology.
- Zifonun G., Hoffmann L., Strecker B. u.a. (1997), *Grammatik der deutschen Sprache*. 3 Bde. Berlin–New York: de Gruyter.
- Żytyńska M. (2008), *Konstituentele Baumgraphem vs. dependentele Stammbäume*. In: M. Michoń, W. Sadziński (Hg.), *Texte und Kontexte. Festschrift für Professor Zenon Weigt zum 60. Geburtstag*. Łódź: Wydawnictwo Uniwersytetu Łódzkiego, S. 109–129.
- Żytyńska M. (2016), *Dependenzstruktur von Nominalphrasen mit erweiterten Partizipialattributen – problematisch wengleich konstruktiv*. In: B. Grzeszczakowska-Pawlikowska, A. Stawikowska-Marcinkowska (Hg.), *Germanistische Forschung. Bestand, Prognose, Perspektiven*. Łódź: Primum Verbum, S. 342–366.

*Małgorzata Żytyńska**

**WORTAKZENTFEHLER VERMEIDEN, ABER WIE – ZU DER
AUTOMATISIERUNG DER RICHTIGEN AKZENTPOSITION IM
DEUTSCHEN UNTER POLNISCHEN GERMANISTIKSTUDENTEN**

**AVOIDING WORD ACCENT ERRORS, BUT HOW – ON THE AUTOMATION OF
CORRECT ACCENT POSITION IN GERMAN AMONG POLISH STUDENTS
OF GERMAN STUDIES**

(Summary)

The article deals with the recurrent incorrect accent position in the German words articulated by Polish learners, whether when reading aloud or speaking. This seems all the more serious because incorrect word accent (as well as incorrect sentence accentuation) can contribute to communication problems or even misunderstandings. The main problem here is the frequency of the errors, which are always corrected, but without success. The article is meant as a postulate to work out efficient automation methods.

Keywords: pronunciation, word stress, prosodic competence, methods of automation.

Problemstellung

Einen der auffälligsten Problembereiche im Rahmen der Aussprachschulung unter den polnischen Germanistikstudenten bildet die inkorrekte Akzentposition in sehr vielen von ihnen artikulierten deutschen Wörtern, sei es beim Vorlesen oder beim Sprechen. Dies mutet umso schwerwiegender an, als der falsche Wortakzent (sowie die fehlerhafte Satzakzentuierung) zu Kommunikationsstörungen oder gar zu Missverständnissen beitragen kann, dabei gilt ferner, dass die segmentalen Elemente ergo die einzelnen mangelhaften Laute den Kommunikationsprozess nicht in der Weise stören – das Verständnis nicht so erheblich beeinträchtigen wie die Unzulänglichkeiten innerhalb der Suprasegmentalia, somit auch im Bereich der Wortakzentuierung (vgl. Moyer 1999, S. 100).

* Dr. Małgorzata Żytyńska, Universität Łódź, Institut für Germanische Philologie, Pomorska 171/173, 90-236 Łódź. E-Mail: malgorzata.zytynska@uni.lodz.pl

Da suprasegmentale Abweichungen die Verständlichkeit stärker beeinträchtigen können als „Fehler“ im segmentalen Bereich (vgl. Anderson-Hsieh, Johnson & Koehler 1992) und Abweichungen in Wort- und Satzakkzentuierung sowie in der melodischen Gestaltung von Äußerungen die Perzeptionsprozesse wesentlich erschweren (vgl. Hirschfeld 1991, 1994), ist in den letzten Jahren immer wieder die Forderung nach einer prosodisch ausgerichteten Ausspracheschulung aufgestellt worden. (vgl. Hirschfeld 2003; Missaglia 1998, 2001) (zit. nach Mehlhorn, Trouvain 2007, S. 2)

Auch wenn der bezüglichen Forderung in Phonetiktrainings nachgegangen wird, kommen die Resultate nicht zufriedenstellend vor, kaum oder nur ein wenig bemerkbar.

„In der Praxis zeigt sich [nämlich], dass bloßes Korrigieren, Hinweisen auf die Akzentposition und Nachsprechübungen nicht zum dauerhaften Erwerb führen“ (Wild 2016¹).

Angesichts einer solchen Pattsituation kommt der Bedarf zum Vorschein, neue Erkenntnisse zu gewinnen, neue Impulse, und auf Erfahrungen aufbauende Einsichten, um die Zeit der didaktischen Misserfolge irreversibel vergehen zu lassen.

Im Großen und Ganzen sollte zweigleisig gehandelt werden, damit je vom Erfolg die Rede sein kann. Der Einsatz der kognitivierenden Verfahren zwecks Erwerbs von Akzentuierungskategorien und gar Kenntnisse von theoretischen Regelungen der Akzentuierung im Deutschen samt dem guten Silbenbewusstsein sind sozusagen der Ausgangspunkt für die Ausarbeitung der richtigen Akzentuierung in der Praxis (vgl. Mehlhorn, Trouvain 2007, S. 6). Das Wissen selbst (vgl. Rausch, Rausch 1988; Stock 1996; Bose 1995; Stock, Hirschfeld 1996; Krech, Stock, Hirschfeld, Anders 2010; auch Grzeszczakowska 2010) erscheint allerdings nicht immer als ausreichend – als direkter Anstoß zur Korrektheit in den mündlichen Aussagen oder beim Vorlesen. Probleme mit der richtigen Wortbetonung ergeben sich daraus, dass bei der Sprechhandlung insbesondere in einer fremden Sprache die kognitiven Abrufprozesse angesichts der begrenzten Verarbeitungskapazität des Gehirns von den inhaltlichen und lexikalischen Aspekten dominiert sind, wobei die grammatischen bzw. phonetischen Aspekte meist automatisch vonstatten gehen. Wenn die richtige Wortbetonung dann nicht genügend automatisiert worden ist, kommen allerlei Interferenzphänomene ins Spiel, und zwar sowohl interlingual als auch intralingual.

1. Die Substanz der Akzentuierungsprobleme und Typologie von Fehlern

Wenn man nun die Spezifik der Wortbetonung im Deutschen und im Polnischen einer Vergleichsanalyse unterzieht (was bereits von Beata Grzeszczakowska (2010, S. 57–62, 73–82) recht eingehend unternommen wurde), wobei der

¹ <http://fremdsprachedeutschdigital.de/download/fd/FD-55-Wild.pdf>

Akzent im Polnischen als fest gilt, d.h. mit der entstprechenden vom Wortanfang bzw. -ende abzählbaren Silbe² verbunden ist und kaum eine morphologische oder gar distinktive Funktion aufweist und der Akzent im Deutschen keinen silbenfesten Charakter hat, frei erscheint, allerdings morphologisch bedingt ist³, somit auch morphologisch-syntaktische Funktion ausübt und manchmal auch beweglich ist, so das hier von seiner distinktiven Funktion – dem segmental-phonologischen Akzentprinzip gesprochen wird, kann eingesehen werden, dass es den polnischen Deutschlernern manchmal schwer fällt, die richtige Wortbetonung in der Praxis anzuwenden, auch wenn das theoretische Wissen angeeignet zu sein scheint. Einerseits könne es daraus resultieren, dass “der deutsche Wortakzent nicht durchgehend regelgebunden ist, [wenn man die distinktiven Wortakzente in Erwägung zieht⁴ oder schlicht die Akzentschwankungen bei den Fremdwörtern⁵], dennoch gibt es nach vorherrschender Meinung einen Default-Akzent, d.h. ein Basismuster für den Akzent, das durch Regeln oder Präferenzen beschreibbar ist. (Paschke 2010, S. 152f.)

Es ist daher umstritten, ob für den nativen Wortschatz dieselben Generalisierungen zutreffen wie für den nichtnativen Wortschatz (vgl. Jessen 1999, S. 516f). Diese Kontroverse ist für unsere Zwecke irrelevant, insofern Internationalismen durchgängig nicht-nativ sind. Unter dem Gesichtspunkt des Erwerbs wäre es allerdings interessant, lernersprachliche Generalisierungen [6] zu ermitteln, die auch die wenigen Fehlleistungen im nativen Wortschatz (wie *Arbét) erklären könnten. (Paschke 2010, S. 153)

² „In der einschlägigen Literatur sind die Angaben über die Zugehörigkeit des Polnischen zu einem der prototypischen Rhythmustypen nicht übereinstimmend. Kohler (1995, S. 117) z. B. bezeichnet die slawischen Sprachen, zu denen auch das Polnische gehört, als akzentzählend. Bei Polański (1999, S. 463) dagegen wird die polnische Sprache (neben dem Französischen und Italienischen) zu den silbenzählenden Sprachen gezählt. Die meisten Phonetiker nehmen jedoch, wenn vom Rhythmus im Polnischen überhaupt die Rede ist, nicht explizit Stellung dazu.“ (Grzeszczakowska 2010, S. 56)

³ „Bei den phonologischen Modellen der Akzentuierung von Simplizia konkurrieren gewichtssensitive (Féry 1998; Giegerich 1985; Vennemann 1991) und silbenzählende Ansätze (Eisenberg 1991; Kaltenbacher 1994; Wiese 1996).“ (Paschke 2010, S. 153) „Aber am Beispiel des Ansatzes von Giegerich (1985) sollen zwei interessante Aspekte gewichtssensitiver Generalisierungen aufgezeigt werden: a) die Verbindungen zu dem hier favorisierten silbenzählenden morphologischen Ansatz [...]; b) das problematische Kriterium der Vokalquantität.“ (ebda.)

⁴ August [männl. Vorname]/Augúst [Monat], Róman [männl. Vorname]/Román [Prosawerk], Ténor [Grundaussage]/Tenór [Männerstimme], módern [faulen]/modérn [neuartig], Pássiv/passív, perfékt/Pérfékt, Kónstanz [Stadt]/Konstánz [Beharrlichkeit], Péntagon [am. Ministerium]/Pentagón [Fünfeck]

⁵ Affix/Áffix, aktív/áktiv, positív/pósitiv, Álkohol/Alkohol, Télefon/Telefón, Ammoniák/Ámmoniak, Analphabét/Ánalphabet, Áraber/Áráber, etc.

⁶ Ein didaktischer Generalisierungsversuch in Bezug auf die internatonialen Wörter, welcher kritischerweise vielleicht da weiter entwickelt werden könnte, ist schon bei Żytyńska (2016) vorgenommen worden und erscheint zweckmäßig.

Einen ausführlichen wissenschaftlichen Ansatz zur Betonung der Internationalismen kann man gerade auch bei dem bereits mehrmals zitierten Paschke (2010, S. 153–155) oder Katrin Wild (2015) finden.

Klare Prinzipien und Regelungen garantieren allerdings kaum, dass keine Akzentuierungsprobleme im Wortbereich vorkommen. Die Wortbetonungsfehler, ähnlich wie Ausspracheerwerbsprobleme im Allgemeinen, seien nämlich unterschiedlich bedingt – kognitiv, perzeptorisch-psychomotorisch und psychologisch (vgl. Dretzke 2009, S. 134)

Es geht hier darum, dass die einzelnen Lautsegmenten und Akzente nicht als solche erfasst und erkannt werden, im Gegenteil, sie werden vom Lerner in der Praxis unbewusst abgelehnt. Diese korrekten Wahrnehmungsdefizite resultieren aus den Hörmustern, die sich im Rahmen der Muttersprache etabliert haben. „Die fremde Sprache wird durch das muttersprachlich geschulte Gehör wahrgenommen und in bestehende Kategorien eingeordnet. Man spricht in diesem Zusammenhang auch vom phonologischen Sieb der Muttersprache⁷ (vgl. ebda.)“ (Wild 2015, S. 13). Deswegen kommen bei der Akzentuierung (und anderen suprasegmentalen Erscheinungen) vorwiegend aber im segmentalen Bereich Probleme mit der von der Muttersprache übertragenen Motorik (vgl. Hirschfeld 2011, S. 13).

Und so trotz unternommener kognitiver Verfahren, trotz Regelkenntnissen und echter Klarheit über die Wortakzentuierungsprinzipien im Deutschen, begehen die polnischen Lerner sehr viele Fehler beim Vorlesen und freien Sprechen. Gefragt nach der richtigen Akzentposition, sind sie jedenfalls im Stande, die Korrektur selbst vorzunehmen. Beim Vorlesen kehren dann aber erwartungsgemäß die Unkorrektheiten immer wieder. Dabei drängt sich nach und nach ein Postulat nach einer gerechten Automatisierung der richtigen Akzentposition in den nativen deutschen Wörtern als auch in den deutschen Wörtern fremder Herkunft (dazu Żytyńska 2016).

Da also die Aussprache tatsächlich hochautomatisiert vorkommt und recht unbewusst abläuft (vgl. Hirschfeld 1997, S. 69), werden die bekannten muttersprachlichen Betonungsmuster fehlerhafterweise in die zu lernende Sprache übertragen.

„Für ein erfolgreiches Aussprachelernen ist es deshalb wichtig, dass sich Lernende abweichender Aussprachephänomene bewusst werden, um diese nach viel Übung produzieren zu können.“ (Wild 2016)⁸

Noch wichtiger scheint hier die Automatisierung korrekter Betonungsmuster in der Zielsprache zu sein – hier im Deutschen.

Da aber das Automatisieren und gar das Lernen der Aussprache als kein spannender Prozess gilt, werden allerlei unkonventionelle die Motivation erweckende

⁷ „Die Interferenz der Muttersprache und früher gelernter Fremdsprachen ist im Bereich der Aussprache besonders stark und langlebig, weil neben der Gedächtnisleistung physische (motorische) und psychische Faktoren wirksam werden. Es müssen neue Perzeptionsstrategien und -gewohnheiten entwickelt werden, da die muttersprachigen in der Fremdsprache wie ein Raster oder ‘Sieb’ wirken. Es müssen neue Sprechbewegungen erlernt und automatisiert werden, was außerordentlich schwierig ist, weil sie in der Muttersprache unbewusst und hochautomatisiert ablaufen“ (Hirschfeld 1997, S. 69)

⁸ <http://fremdsprachedeutschdigital.de/download/fd/FD-55-Wild.pdf>

Methoden gefragt, die den Lernenden doch nicht nachgeben lassen, sondern zum Üben stimulieren und zu der angestregteren Arbeit motivieren.

Zu den häufigsten wiederkehrenden **Wortakzentuierungsfehlern** unter den polnischen Germanistikstudenten gehören folgende:

- **arbeiten**, **arbeiteten**, auch: **arbeiteten**, **beobachtet**,
- Imperfektformen schwacher Konjugationen: **redeten**, **warteten**, **arbeiteten** etc.,
- Pluralformen üblicher nativer Substantive: **Monate**, **Unterschiede**,
- mehrsilbige Derivationssubstantive mit trennbaren Präfixen: **Vorbereitungen**, **Vorstellungen**, nicht selten auch **Vorstellungen**, **Nachahmung**, **Abhängigkeit**,
- verbale Derivate mit trennbaren Präfixen: **ab-**, **an-** etc.: am häufigsten die satzendenden Partizip II-Formen von den jeweiligen Derivaten: **angekommen**, **angefangen**, **aufgeschoben**, **aufgehoben**, **mitgenommen**, **ausarbeiten**, etc.,
- desubstantivische Derivate mit mehreren Derivations- und/ oder Flexionsuffixen: **Freundinnen**, **Politikerinnen**, **Mitarbeiterinnen** etc.,
- deklinierte mehrsilbige Adjektivderivate (sowohl deutscher als auch fremder Herkunft): die **amerikanischen** Forschungen, **psychologische**, **ausländische**, **materialistische**, **kapitalistische**, **ideologische** etc.,
- deklinierte mehrsilbige Partizipien in der attributiven Funktion: **angestellten**, im **zunehmenden** Maße, das **schlafende** Kind, die **weinende** Frau,
- Ausnahmeakzentuierungen: **Jahrhundert**,
- Determinativkomposita: **Schulabschluss**, **Akzentpositionen**, **Hausaufgaben**, **Wahrnehmung**,
- Fremdwörter: **Technik**, **Lyrik**, **Komödie**, **Tragödie**, **Studie**, **Symbolik**, etc.

2. Methoden der Arbeit am Akzent

Laut Mehlhorn, Trouvain (2007, S. 6) sei das didaktische Repertoire für die Vermittlung prosodischer Phänomene (darunter auch des Wortakzentes) immer noch nicht reichhaltig genug. Aufgrund der individuellen Herangehensweise an den Lerner, aufgrund der Differenzierung von verschiedenerlei Lerntypen, Lernstilen und Lernergruppen müsse man annehmen, dass es kaum einheitliche Methoden gibt, die für alle gleichermaßen geeignet vorkommen. Es werden nun in Anbetracht der bezüglichen Heterogenität möglichst viele verschiedenartige und ideenreiche Lehr- und Lernangebote erstrebt, in denen und mit denen beispielsweise (vgl. Mehlhorn, Trouvain 2007, S. 7):

- verschiedene Wahrnehmungskanäle beim Prosodieerwerb beteiligt werden (z. B. visuell, auditiv, taktil, kinästhetisch),
- unterschiedliche Wahrnehmungsmodi miteinander kombiniert eingesetzt werden (z. B. auditiv und visuell),
- Gesetzmäßigkeiten der zielsprachlichen Prosodie erkennbar werden,

Körperbewegungen können dazu beitragen, Sprechbewegungen zu verdeutlichen (Geste für Länge und Kürze, Melodie usw.) und phonetische Besonderheiten direkt unterstützen (Klatschen oder Taktieren bei Akzenten u.ä., um die erforderliche Sprechspannung aufzubauen. (Hirschfeld 2001, S. 877)

Prosodische Parameter, darunter auch der Wortakzent, können auch mit Hilfe von Instrumenten⁹ und entsprechenden Körperbewegungen (Kroemer 2001, S. 52) geübt werden, oder zuletzt mit dem Einsatz von Musik wie bei Katrin Wild (2015).

Kerstin Uetz (2007, S. 27ff.) zeigt anhand von einzelnen Schritten, wie ein erfolgversprechendes Aussprachetraining aussehen sollte. Dieses wird hier anhand der Vermittlung des Wortakzents unter Einsatz von Musik genauer erklärt.

Die jeweiligen Schritte zur Vermittlung des Wortakzents in Anlehnung an Uetz seien also: Schritt 1: für das Phänomen des Wortakzentes sensibilisieren, beispielsweise durch Hilfe bei dessen Wahrnehmung in den populären Liedern – Refrains zur besseren Perzeption hinführen, Vorkenntnisse aktivieren – informieren; Schritt 2: anhand von kurzen Liedern bzw. einzelnen Strophen oder eingängigen Refrains den Wortakzent erkennen und betonte Silben von den unbetonten unterscheiden lernen; Schritt 3: nach der rezeptiven Phase den Wortakzent nachahmen/ produzieren lernen beispielsweise in einem Rap – es kann geklatscht, geklopft oder gestampft werden (Wild 2016, S. 3); Schritt 4: den Wortakzent in dessen natürlichem Umfeld antreffen und wiedererkennen; den Wortakzent anwenden; sich selber hören/ korrigieren (vgl. Wild 2016, auch 2015).

All diese Vorschläge sind bestimmt erfolgversprechende Verfahrensweisen und was auch wichtig ist, Spaß bereitende Arbeitsmethoden, was eben bezogen auf die Aussprachevermittlung von großer Bedeutung sein sollte. Die Untersuchungen dieser Methoden haben dennoch zur Konstatierung geführt, dass nicht alle Lerner damit erfolgreich arbeiten können, d.h. nicht immer dieses Korrigieren, Hinweisen und Nachsprechen zum dauerhaften Erwerb der richtigen Akzentposition führen könne. (vgl. Wild 2015)

Im vorliegenden Beitrag wird hinsichtlich der letzten Feststellung noch der nächste – fünfte Schritt angeboten, und zwar die **reichliche intensive Automatisierung** von dem Gelernten bzw. Ausgearbeiteten. Automatisierung kann nur durch mehrmaliges Wiederholen des auszuübenden Syntagmas erfolgen. Einmalige Produktion, wie sehr auch bewusst, scheint das Erwartete nicht garantieren zu können (vgl. Żytyńska 2018).

Als ein einleuchtender Vorschlag kommen hier phonetische Etüden vor, hier insbesondere Akzentetüden, welche gerade dieses mehrmalige Wiederholen ermöglichen.

⁹ Sie weist hierbei auf eine Trommel hin, mit der nun der Rhythmus imitiert werden dürfte und eine Posaune, welche die jeweilige Melodieführung wiedergeben sollte.

3. Automatisierungsversuche mit Hilfe von Akzentetüden und systematischer graphischen Akzentmarkierung

3.1. Etüdenkonzept

Wenn man nun über die Arbeit an der Aussprache reflektiert (und zwar im Rahmen des DaF-Unterrichts oder des PhU ‘Phonetikunterrichts‘ im Germanistikstudium), konstatiert man, dass sie der Arbeit an der Spieltechnik ähnlich gerartet ist, dass ferner der PhU gleichartige, d.h. kurze, gut durdachte Übungen benötigt. Es besteht ein großer Bedarf an aussichtsreichen Erfolg versprechenden Automatisierungsübungen, die ohne ständige Aufsicht des Aussprachetrainers möglichst häufig von den Lernern selbst gemacht werden können.

Zumal neulich das Übungsstück ‘Etüde‘ immer größere Reichweite gewinnt, d.h. immer neue Disziplinen vorzugsweise aus dem Bereich der Kunst greifen an diese kleine Form, um die jeweiligen künstlerischen Tätigkeiten zu entfalten. Diesbezüglich werden beispielsweise im Theater im Rahmen der Schauspielkunst szenische Etüden praktiziert, in der Malerei – Maletüden, in der Filmkunst – Film- etüden und sogar in der Literatur – literarische Etüden.

Das Hauptanliegen der phonetischen Etüden (mehr dazu Żytyńska 2018) besteht darin, das zu übende Material in der Weise zu konzipieren und zusammenzustellen, dass es ohne Schwierigkeiten und korrekterweise zugleich mehrfach wiederholt werden kann. Das vielfache Wiederholen kommt hier also als Leitlinie, als Schlüsselvorgabe quasi Faustregel.

„Koniczność powtórzeń czy to tkanki werbalnej tekstu, czy jego semantycznej osnowy, jak i czynności, wymagających przyswojenia, jest od dawna znaną prawidłowością psychologiczną, która znalazła wyraz m.in. w rzymskiej maksymie: *Repetitio mater studio rum est.*” (Sikorski 2002, S. 46) Zumal da: „Powtarzanie z wyłączeniem samokontroli, przeniesienie reprodukcji schematycznie uporządkowanych struktur fonetycznych poza próg świadomości, może dać efekt doskonałego opanowania konkretnego ćwiczenia, a nie zagadnienia, do którego opanowania go użyto.” (Fiukowski 1967, S. 54) In Bezug auf phonetische Etüden scheint sich aber die Sache des Wiederholens umgekehrt abzuzeichnen und bekommt andere Risse. Da nämlich Etüden als kurze Wiederholungsübungen zu bestimmten Problemen gedacht wurden, „kann man sie sehr schnell erlernen und **sich dann auf das Hauptproblem konzentrieren**. Man will ja nicht die Etüde lernen, sondern mit der Etüde lernen!“¹⁰

Die meisten Etüden (Żytyńska 2018) sind zur Automatisierung von einzelnen Lauten konzipiert worden (Artikulationsetüden), es gibt aber auch Idee von Akzent-, Rhythmus-, und Geläufigkeitsetüden.

¹⁰ <https://www.amazon.de/60-ACHT-TAKTIGE-ET%C3%9CDEN-komplett-Hefte/dp/3981806654>

3.2. Akzentetüden (ebd.)

Hier können falsch akzentuierte Wörter mit anderen gleichartig zu betonenden Lexemen in Paradigmen zusammengefügt oder einfach selber in rhythmischen Gruppen mehrfach wiederholt vorkommen – auch in Form von Rap Texten. Die Texte können dann an entsprechende langsamere oder schnellere Musik angepasst werden, damit die Übung viel spaßiger erscheint. Dies betrifft allerlei problematische Akzentpositionen, die trotz bewusster richtigen Akzentuierung beim Vorlesen oder beim Sprechen meist mit falscher Betonung artikuliert werden.

Beispiele:

Arbeiten

Ich **ar**beite, du **ar**beitest,
er **ar**beitet, sie auch.
Wir **ar**beiten, ihr **ar**beitet,
sie **ar**beiten, genau.
Ich **ar**beite als Lehrer,
du **ar**beitest als Koch,
er **ar**beitet als Tischler,
sie **ar**beitet auch noch.
Zu **ar**beiten ist wichtig,
das wissen alle doch.
Wer **ar**beitet wird edler,
Und schöner wird er noch.

Monat

Ein **Mo**nat ist OK, zwei **Mo**nate sind gut,
drei **Mo**nate, vier **Mo**nate, fünf **Mo**nate im Zug.
Sechs **Mo**nate bist du, sieben **Mo**nate bist du,
ein **Mu**siker, ein **Ly**riker, ein **Kri**tiker, viel Müh',
acht **Mo**nate, neun **Mo**nate, zehn **Mo**nate dafür,
dass ich **ar**beite und **ar**beite und **ar**beite wie du.

Jahrhundert

Jahr**h**undert, Jahr**h**undert
Jahr**h**undert, Jahr**h**undert

im ersten Jahr**h**undert
im zweiten Jahr**h**undert
im dritten Jahr**h**undert
im vierten Jahr**h**undert
im fünften Jahr**h**undert
im sechsten Jahr**h**undert
im siebten Jahr**h**undert
im achten Jahr**h**undert

im neunten Jahr**h**undert
 im zehnten Jahr**h**undert

im elften Jahr**h**undert
 im zwölf**h**ften Jahr**h**undert

im dreizehnten Jahrhundert
 im vierzehnten Jahrhundert
 im fünfzehnten Jahrhundert
 im sechzehnten Jahrhundert
 im siebzehnten Jahrhundert
 im achtzehnten Jahrhundert
 im neunzehnten Jahrhundert
 im zwanzigsten Jahrhundert

seit dem ersten Jahrhundert
 seit dem zweiten Jahrhundert
 seit dem dritten Jahrhundert
 seit dem vierten Jahrhundert
 seit dem fünften Jahrhundert
 seit dem sechsten Jahrhundert
 seit dem siebten Jahrhundert
 seit dem achten Jahrhundert

seit dem neunten Jahrhundert
 seit dem zehnten Jahrhundert
 seit dem elften Jahrhundert
 seit dem zwölf**h**ften Jahrhundert

bis zum ersten Jahrhundert
 bis zum zweiten Jahrhundert
 bis zum dritten Jahrhundert
 bis zum vierten Jahrhundert
 bis zum fünften Jahrhundert
 bis zum sechsten Jahrhundert
 bis zum siebten Jahrhundert
 bis zum achten Jahrhundert
 bis zum neunten Jahrhundert
 bis zum zehnten Jahrhundert
 bis zum elften Jahrhundert
 bis zum zwölf**h**ften Jahrhundert

3.3. Bedarf an einer systematischen Markierung der Akzentposition in Texten

Dies möge dann an möglichst vielen, wenn nicht allen Texten erfolgen, welche in der Anfangsphase der Sprachbildung zur Arbeit an Lexik, Grammatik, Phonetik zunutze gezogen werden. Nur durch ständiges konfrontieren mit den visuellen Signalen (Strich über dem zu akzentuierenden Vokal, damit die jeweiligen

Wörter bei jedem Vorlesen korrekterweise betont werden können), besteht eine solche Möglichkeit, dass sich das Gehör an die richtigen Akzentmuster gewöhnt, so dass es nicht mehr, bzw. immer seltener fehlerhaft akzentuiert wird.

4. Fazit

Resümierend muss man pointieren, dass der Prosodieerwerb einer Fremdsprache – in diesem Fall des Deutschen – und vorwiegend richtige Wortbetonung gar nicht so offensichtlich vonstatten gehen. Der Wortakzent kann nämlich besprochen, expliziert, kognitiv behandelt werden, von den Lernern auch gewissenhaft angeeignet werden, nichtsdestoweniger nach und nach fehlerhaft produziert werden. Dies mag recht viele Begründungen haben, die relevanteste Bedingung hierfür scheint allerdings die Spezifik der Arbeit menschlichen Gehirns, welches in dem Kurzzeitgedächtnis begrenzte Verarbeitungskapazität aufweist. Wenn sich also der Deutschlernende Pole auf die Inhalte fokussiert und auf die richtige Wortwahl, vollziehen sich die restlichen Parameter seiner Äußerung vollauf automatisch. Wenn wiederum die deutsche Prosodie – die deutschen Akzentuierungsmuster von dem jeweiligen Sprecher noch ungenügend beherrscht ergo automatisiert worden sind, interferieren polnische Akzentuierungsmuster mit den deutschen, was selbstverständlich in Regelverstößen innerhalb der Deutschen Prosodie resultiert und zu Missverständnissen führen kann. Als Heilmittel gegen diese Gesetzmäßigkeit kann gründliche Automatisierung und ständiger aktiver Kontakt mit den problematischen Fällen erscheinen, und zwar in Form von graphischen Markierungen in Texten, die dann in richtige Akzentrealisierung umgesetzt werden können.

LITERATURVERZEICHNIS

- Anderson-Hsieh J., Johnson R., Koehler K. (1992), *The relationship between native speaker judgments of nonnative pronunciation and deviance in segmentals, prosody, and syllable structure*, „Language learning“, Nr. 42, S. 529–555.
- Bose I. (1995), *Auf den Rhythmus kommt es an ... Zur Akzentuierung und Gliederung im Deutschen*. In: E. Endt, U. Hirschfeld (Hg.), *Die Rhythmuslokomotive. Ausspracheübungen für Kinder*. München: Goethe-Institut, S. 18–27.
- Dieling H., Hirschfeld U. (2000), *Phonetik lehren und lernen*. Berlin: Langenscheidt.
- Dretzke B. (2009), *Ausspracheschulung im Fremdsprachenunterricht*. In: U. Jung (Hg.), *Praktische Handreichung für Fremdsprachenlehrer*, S. 132–140.
- Eisenberg P. (1991), *Syllabische Struktur und Wortakzent*, „Zeitschrift für Sprachwissenschaft“, Nr. 10(1), S. 37–64.
- Eschenauer S., Burgardt K. (20186) *Bewegte Phonetik – Leiblichkeit der (Fremd)Sprachen Pluri-linguale Sprechakte mittels der theatralen Erfahrung trainieren*. In: U. Hirschfeld, F. Lange, E. Stock (Hg.), *Phonetische und rhetorische Aspekte der interkulturellen Kommunikation* (Schriften zur Sprechwissenschaft und Phonetik, Band 7). S. 63–76.

- Féry C. (1998), *German word stress in Optimality Theory*. „Journal of Comparative Germanic Linguistics“, Nr. 2(2), S. 101–141.
- Fiukowski H. (1967), *Sprecherzieherisches Elementarbuch*. Leipzig: VEB Bibliographisches Institut Leipzig, Print.
- Giegerich H.J. (1985), *Metrical phonology and phonological structure: German and English*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Grzeszczakowska-Pawlikowska B. (2010), *Schwierigkeiten polnischer Muttersprachler beim Erlernen des Rhythmus deutscher Sprache. Eine phonetische Fehleranalyse mit didaktischen Implikationen*. Łódź: Wyższa Szkoła Studiów Międzynarodowych.
- Hirschfeld U. (1991), *Verständlich sprechen*. „Deutsch als Fremdsprache“, Nr. 6, S. 156–160.
- Hirschfeld U. (1994), *Untersuchungen zur phonetischen Verständlichkeit Deutschlernender*. „Forum Phonetikum“, Nr. 57. Frankfurt am Main.
- Hirschfeld U. (1997), *Zur Diskussion um das Hochschulfach Deutsch als Fremdsprache*. „DaF“, Nr. 2, S. 67–71.
- Hirschfeld U. (2001), *Vermittlung der Phonetik*. In: G. Helbig, L. Götze, G. Henric, H.-J. Krumm (Hg.), *Deutsch als Fremdsprache. Ein internationales Handbuch*, 2. Berlin–New York: Halbband, S. 872–879.
- Hirschfeld U. (2003), *Ausspracheübungen*. In: K.-R. Bausch, H. Christ, H.-J. Krumm (Hg.), *Handbuch Fremdsprachenunterricht* (4. Aufl.). Tübingen–Basel: Francke, S. 277–280.
- Hirschfeld U. (2011), *Phonetik im Kontext mündlicher Fertigkeiten*. „Babylonia“, Nr. 2, S. 10–17. http://babylonia.ch/fileadmin/user_upload/documents/2011-2/Baby2011_2hirschfeld.pdf
- Hirschfeld U., Reinke K. (1998), *Phonetik Simsalabim. Ein Übungskurs für Deutschlernende*. Berlin: Langenscheidt.
- Hirschfeld U., Stock, E. (Hg.) (2000), *PHONOTHEK interaktiv*. (CD-ROM). München: Langenscheidt.
- Hirschfeld U., Lange F., Stock E. (Hg.) (2016), *Phonetische und rhetorische Aspekte der interkulturellen Kommunikation* (Schriften zur Sprechwissenschaft und Phonetik, Band 7).
- Jessen M. (1999), *German*. In: H. van der Hulst (Hg.), *Word Prosodic Systems in the Languages of Europe*. Berlin: de Gruyter, S. 515–545.
- Kaltenbacher E. (1994), *Typologische Aspekte des Wortakzents. Zum Zusammenhang von Akzentposition und Silbengewicht im Arabischen und im Deutschen*. „Zeitschrift für Sprachwissenschaft“, Nr. 13(1), S. 20–55.
- Kohler K. (1995), *Einführung in die Phonetik des Deutschen*. In: W. Besch, H. Steinecke, (Hg.), *Grundlagen der Germanistik 20. 2.*, neubearb. Aufl. Berlin: Erich Schmidt Verlag.
- Krech E.M., Stock E., Hirschfeld U., Anders L.C. (Hg.) (2009), *Deutsches Aussprachewörterbuch*. Berlin–New York: de Gruyter.
- Kroemer S. (2001), *Die Musik der Sprache. Rhythmus, Klang und Bewegung – ein neues Konzept zum Erlernen einer Sprache*. In: *DaZ Extraheft*, S. 49–54.
- Mehlhorn G., Trouvain, J (2007), *Sensibilisierung von Lernenden für fremdsprachliche Prosodie*. „Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht“, Nr. 12(2), S. 1–25.
- Missaglia F. (1998), *Kontrastiver Ansatz im Phonetikunterricht*. „Fremdsprachen und Hochschule“, Nr. 52, S. 73–89.
- Moyer A. (1999), *Ultimate Attainment in L2 Phonology. The Critical Factors of Age, Motivation, and Instruction*. „Studies in Second Language Acquisition“, Nr. 1(21), S. 81–108.
- Paschke P. (2010), *Akzentuierung von Internationalismen. Überlegungen zur empirischen Untersuchung bei fortgeschrittenen italophonen Deutschlernenden*. „Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht“, Nr. 15(2), S. 151–168. <http://zif.spz.tu-darmstadt.de/jg-15-2/beitrag/Paschke.pdf>.
- Polański K. (1999), *Encyklopedia Językoznawstwa Ogólnego*. 2. verb. und erg. Aufl. Wrocław: Zakład Narodowy im. Ossolińskich.

- Rausch R., Rausch I. (1988), *Deutsche Phonetik für Ausländer. Ein Lehr- und Übungsbuch*. Leipzig: VEB Verlag Enzyklopädie.
- Sikorski J. (2002), *Trening w fonetyce korektywnej języka obcego. Dydaktyka fonetyki języka obcego*. In: W. Sobkowiak, W. Waniek-Klimczak (Hg.), *Płock: Zeszyty Naukowe Państwowej Wyższej Szkoły Zawodowej w Płocku*, S. 41–58.
- Stock E. (1993), *Zur Rolle der „lautlichen Qualität“ in der sprechsprachlichen Kommunikation*. In: G. Richter (Hg.), *Methodische Grundfragen der Erforschung gesprochener Sprache*. Frankfurt am Main etc.: Peter Lang, S. 77–85.
- Stock E. (1996), *Deutsche Intonation*. Leipzig–Berlin–München–Wien–Zürich–New York: Langenscheidt Verlag Enzyklopädie.
- Stock E., Hirschfeld U. (1996), *Phonothek. Deutsch als Fremdsprache. Lehrerhandreichungen*. Leipzig–Berlin–München: Langenscheidt Verlag Enzyklopädie.
- Uetz K. (2007), *AusSprache bewusst machen. Angewandte Phonetik im Fremdsprachenunterricht*. Zürich: Verlag SAL.
- Vennemann T. (1991), *Skizze der deutschen Wortprosodie*. „Zeitschrift für Sprachwissenschaft“, Nr. 10(1), S. 86–111.
- Vennemann T. (2010), *Die Silbe in Akzent und Rhythmus*. In: *Die Silbe im Anfangsunterricht Deutsch: Festschrift zum zehnjährigen Jubiläum des Lehrgangs ABC der Tiere – Silbenmethode mit Silbentrenner*. Offenburg: Mildenerger, S. 85–106.
- Vorderwülbecke A., Vorderwülbecke K. (2003), *Phonetik Fitness Center* (3 Audio-CDs mit Begleitheft). Stuttgart: Klett.
- Wiese R. (1996), *The Phonology of German*. Oxford: Clarendon.
- Wild K. (2015), *Aussprache und Musik. Eine empirische Längsschnittstudie zum Wortakzenterwerb*. Baltmannsweiler: Schneider Hohengehren.
- Wild K. (2015), *Aussprache und Musik: Eine empirische Längsschnittstudie zum Wortakzenterwerb*. Schneider Verlag GmbH.
- Żytyńska M. (2016), *Internationalismen – fremd oder doch nicht so fremd? – zur Betonung internationaler Wörter im Deutschen – didaktische Implikationen*, „Acta Universitatis Lodzianensis. Folia Germanica“, Nr. 12, S. 23–36.
- Żytyńska M. (2018), *Phonetische Etüden – zwar im Grenzgebiet der Sprachforschung doch zur Überschreitung eigener Sprachgrenzen*. In: *Linguistische Treffen in Wrocław*, S. 127–138.

*Magdalena Tomecka**

**DER EINFLUSS DER DEUTSCHEN ENTLEHNUNGEN AUS DEM
BEREICH DER MODE AUF DEN OBERSCHLESISCHEN DIALEKT**

**THE INFLUENCE OF GERMAN BORROWINGS FROM THE FIELD OF FASHION
ON THE UPPER SILESIAN DIALECT**

(Summary)

The entire Upper Silesian dialect is based on the Polish language system, and all elements from German are treated as borrowings. The main aim of the research was to focus on the issue of German loanwords in the field of clothing vocabulary that appear in the Upper Silesian dialect and which are listed in the “Dictionary of Silesian dialect” by Barbara and Adam Podgórski. The question of the assimilation of these borrowings was analysed on three levels: morphological, graphic and semantic.

Keywords: German loanwords, the Upper Silesian dialect, fashion vocabulary, adaptation of borrowings.

Die deutschen Einflüsse auf die polnische Sprache und ihre Auswirkungen werden von vielen Wissenschaftlern erforscht, was zahlreiche Forschungsarbeiten auf diesem Gebiet belegen.¹ Die politischen, kulturellen und zugleich sprachlichen Beziehungen zwischen Deutschen und Polen trugen dazu bei, dass das polnische Sprachsystem zahlreiche Elemente des deutschen Wortschatzes übernahm, die noch heute einen wichtigen Teil des Gegenwartspolnischen ausmachen (vgl. Sikorska-Bujnowicz 2014, S. 65). Ein Gebiet, in dem deutsche Entlehnungen besonders häufig vorkommen, ist Oberschlesien. Der Einfluss der deutschen Sprache auf den oberschlesischen Dialekt ist eine Erscheinung, die in vielen Lebensbereichen zu beobachten ist und in den Arbei-

* Magdalena Tomecka M. A., Universität Łódź, Doktorandenschule für Geisteswissenschaften, Pomorska 171/173, 90-236 Łódź. E-Mail: magdalenatomecka99@gmail.com

¹ Über deutsche Entlehnungen in der polnischen Sprache haben unter anderem folgende Wissenschaftler(-innen) geschrieben: Alicja Karszniewicz-Mazur (1988), Barbara Czopek-Kopciuch (1995), Bogusław Nowowiejski (1996), Ryszard Lipczuk (2001).

ten von Sprachwissenschaftlern häufig analysiert wird². Wie Rudnicka-Fira (2018, S. 121) feststellt, sind die Gründe für das Vorhandensein der deutschen Sprache in der Mundart vor allem in der Geschichte der Region zu sehen, genauer gesagt in der historischen und politischen Vergangenheit dieser Länder. Der Prozess der Germanisierung Oberschlesiens wird vor allem mit der Herrschaft Friedrichs II. von Hohenzollern und Adolf Hitlers in Verbindung gebracht, die den Polen die deutsche Sprache, Tradition und Kultur aufzwingen (vgl. Gospodarek 1968, S. 20).

Vor dem Hintergrund der besonderen Situation Oberschlesiens ist ein hoher Anteil an Germanismen nicht überraschend. Der deutsche Wortschatz wurde auf vielen Ebenen assimiliert, u.a. auf graphischer, semantischer, morphologischer und phonetischer Ebene, und bereicherte so das polnische Sprachsystem.

In diesem Beitrag wird das aus dem Deutschen entlehnte obereschlesische Vokabular aus dem Bereich der Mode analysiert. Das Ziel der Studie ist zu zeigen, welche sprachlichen Elemente deutschen Ursprungs im Bereich der Mode die obereschlesische Mundart beeinflussen. Die Arbeit basiert auf lexikalischem Material aus dem Wörterbuch: „*Słownik Gwar Śląskich: godomy po naszymu, czyli po śląsku*“ von Barbara und Andrzej Podgórski, das 55 Germanismen aus dem oben genannten Bereich umfasst. Es sei darauf hingewiesen, dass nicht alle der unten aufgeführten Entlehnungen den Benutzern des obereschlesischen Dialekts zumindest passiv bekannt sein dürften:

der Abnäher <abnyjer; der Absatz <abzac; die Achsel <aksla; der Anzug <ancug; der Arbeitanzug <arbajtancug; das Armband <armbant; die Badehose <badki; das Badetuch <badetuch; das Bett <bety; die Bügelfalte <bigelfalty; die Bombelmütze <bombelmyca; die Brust <brucelik; die Brille <brile/bryle; das Zeug <cojg; das Haus + das Tuch <chazucka; der Zügel <cukle; der Zipfel <cyplik; die Garnitur <garnitura; die Halbschuhe <halbki; das Halsband <halsbant; das Halstuch <halstuch; der (Büsten)Halter <halter; die Haarnadel <harnadla; die Hose <hoze; der Hut <hut; der Überzieher <ibercijer; die Juppe <jupa; die Kappe + der Rock <kapudrok; der Kattun <kartunka; der Käscher <kasierka; das Kleid <klajd; klappern + der Latsch <klaperlacze; der Kragen <kragen; der Ohrring <oring(le); der Mantel <mantel; der Mandel + die Schürze <mantelszyrca; der Pantoffel <pantofle; der Pelzmantel <pelcmantel; der Puff <pufa; der Puff + die Jacke <pufjaka; die Reisetasche <rajzetasza; der Rock <rok;; der Schlitz <szlic; der Schlips <szlips; die Spitze <szpice; das Taschentuch <taszyntuch; die Tasche <tasza; der Trägerrock <tryjgerrok; die Turnschuhe <turnszyły; die Unterhose <unterhoze; <der Unterrock <unterok; <die Weste <westa.

² Zahlreiche Werke über Schlesien wurden von Autor_innen wie Alfred Zaręba (1966, 1976), Stanisław Bąk (1974), Jolanta Tambor (2006, 2008, 2011), Artur Czesak (2015) verfasst.

1. Graphische Anpassung

Obwohl die Rechtschreibung nicht als sprachliche Angelegenheit betrachtet wird, spielt sie dennoch eine wichtige Rolle bei der Untersuchung lexikalischer Entlehnungen, weil man u.a. mit ihrer Hilfe überprüfen kann, inwieweit ein bestimmtes Wort in die Zielsprache assimiliert wurde (vgl. Mańczak-Wohlfeld 1995, S. 42). Unter dem Aspekt der grafischen Anpassung sieht man, wie einzelne Buchstaben deutscher Entlehnungen durch polnische ersetzt werden.

Aus der Analyse des gesammelten Forschungsmaterials geht hervor, dass von den oben erwähnten 55 Germanismen nur vier Lexeme ihre ursprüngliche schriftliche Form nicht verändert haben: <deutsch: *das Halstuch* – schlesisch: *halstuch*; <deutsch: *der Halter* – schlesisch: *halter*; <deutsch: *der Hut* – schlesisch: *hut*; <deutsch: *der Mantel* – schlesisch: *mantel*. Bei den übrigen lexikalischen Einheiten gibt es einige Veränderungen, die von der Assimilation dieser Wörter durch das Polnische auf schriftlicher Ebene zeugen:

Vokale oder Vokalgruppen

Bei der Assimilation von Vokalen oder Vokalgruppen werden deutsche Wörter mit folgenden Änderungen an den oberschlesischen Dialekt angepasst:

- Der deutsche Vokal **-ä-** wurde durch den im schlesischen Dialekt gesprochenen Vokal **-y-** ersetzt.

Beispiele: <deutsch: *der Abnäher* – schlesisch: *abnyjer*; <deutsch: *der Trägerrock* – schlesisch: *tryjgerok*.

- Der deutsche Vokal **-ü-** ist im schlesischen Dialekt in verschiedenen Wortstellungen durch die Vokale **-i-** und **-y-** ersetzt worden.

Beispiele: <deutsch: *die Bügelfalte* – schlesisch: *bigelfalty*; <deutsch: *die Bombelmütze* – schlesisch: *bombelmyca*; <deutsch: *der Zügel* – schlesisch: *cikle*; <deutsch: *der Überzieher* – schlesisch: *ibercijer*; <deutsch: *der Überschwung* – schlesisch: *iberszfung*.

- Die deutschen Diphthonge **-ei-**, **-eu-**, **-au-** wurden durch polnische Häufungen (nacheinander: **-aj-**, **-oj-**, **-al-**) ersetzt, die oft als „polnische Diphthonge“ bezeichnet werden (Mańczak-Wohlfeld 2004, S. 113).

Beispiele: <deutsch: *der Arbeitszug* – schlesisch: *arbajtancug*; <deutsch: *das Kleid* – schlesisch: *klajd*; <deutsch: *die Reisetasche* – schlesisch: *rajzeta-sza*; <deutsch: *das Zeug* – schlesisch: *cojg*; <deutsch: *die Haube* – schlesisch: *halba*.

Konsonanten und Konsonantengruppen

Da im Polnischen einige Konsonantencluster fehlen, wurden sie durch einzelne Konsonantenformen ersetzt, z. B.:

- tz → c

Beispiele: <deutsch: *der Absatz* – schlesisch: *abzac*; <deutsch: *die Bombelmütze* – schlesisch: *bombelmyca*; <deutsch: *der Schlitz* – schlesisch: *szlic*; <deutsch: *die Spitze* – schlesisch: *szpice*.

- ck → k

Beispiele: <deutsch: *die Jacke* – schlesisch: *jaka*; <deutsch: *der Rock* – schlesisch: *rok*; <deutsch: *der Trägerrock* – schlesisch: *tryjerok*; <deutsch: *der Unterrock* – schlesisch: *unterok*;

Als Nächstes ist das Prinzip der Verwendung stimmhafter Konsonanten im oberschlesischen Dialekt sowohl in der Aussprache als auch in der Schreibweise bemerkenswert, während es im Deutschen nur in der Aussprache vorkommt.

- s → z

Beispiele: deutsch: *der Absatz* – schlesisch: *abzac*; deutsch: *die Hose* – schlesisch: *hoze*; deutsch: *die Unterhose* – schlesisch: *unterhoze*;

Darüber hinaus ist ein spezifisches Phänomen des oberschlesischen Dialekts zu erwähnen, das mit der Vereinfachung der Geminata in der deutschen Lexik zusammenhängt, wie z. B.:

- ll → l

Beispiel: deutsch: *die Brille* – schlesisch: *brile*.

- pp → p

Beispiele: deutsch: *die Juppe* – schlesisch: *jupa*; deutsch: *die Kippe* – schlesisch: *kipa*.

- ff → f

Beispiele: deutsch: *der Pantoffel* – schlesisch: *pantofel*; deutsch: *der Puff* – schlesisch: *pufa*.

2. Morphologische Anpassung

Im untersuchten Korpus treten die deutschen Substantive in einer Nominativform auf, unterliegen aber den polnischen Deklinationsregeln. Auf diese Weise wird zum deutschen Basismorphem eine polnisch-schlesische Flexionsendung hinzugefügt (vgl. Danaszczyk 2013, S. 290). Diese Anpassungen auf morphologischer Ebene führen daher zur Schaffung hybrider Strukturen, die fremde und einheimische Elemente kombinieren.

Nach Haugen (1950, S. 224) werden Substantive am häufigsten in eine bestimmte Sprache entlehnt, gefolgt von Verben, Adjektiven, Adverbien, Präpositio-

nen und Ausrufen. Seiner Ansicht nach ist dies auf den strukturellen Aspekt und die Überzeugung zurückzuführen, dass wir als Gesellschaft häufiger in nominalen Konstruktionen denken. Mańczak-Wohlfeld (1995, S. 55) wiederum ist der Ansicht, dass die Vorherrschaft der entlehnten Substantive aus der Notwendigkeit resultiert, neue Phänomene, Prozesse, Dinge, Bezeichnungen zu benennen, und dies ist die Rolle der Substantive in der Sprache. Sie nennt auch in ihren Überlegungen zur Kategorie des Entlehnungstyps die wichtigsten Faktoren, die die Benennung eines bestimmten Typs beeinflussen:

- a) die Struktur des Auslauts der entlehnten lexikalischen Einheit;
- b) die grafische Form der Ausleihe, sofern sie in Übereinstimmung mit der Rechtschreibung gelesen wird;
- c) die Form des hinzugefügten muttersprachlichen Suffixes;
- d) die Bedeutung eines entlehnten Wortes und seine Beziehung zu seinem grammatikalischen Typ;
- e) Homonymie;
- f) Morphologische Struktur einer Entlehnung.

Die Analyse des gesammelten Materials zeigt, dass die im oberschlesischen Dialekt vorhandenen Lehnwörter zumeist auf der Grundlage der oben genannten Kriterien entstanden sind. Diese Entlehnungen im Rahmen der morphologischen Veränderungen umfassen folglich eine Reihe von Wortbildungsprozessen. Es handelt sich dabei um Derivate, die auf der Grundlage des Deutschen oder mit Hilfe von für die polnische Sprache sowie den oberschlesischen Dialekt typischen Formanten gebildet werden (vgl. Witaszek-Samborska 1993, S. 16). Diese hybriden Strukturen verbinden also einheimische und fremde Elemente. So werden einige Substantive maskulinisiert, indem typische schlesische Formanten verwendet werden: *-ok*, *-ik* (vgl. Rudnicka-Fira 2018, S. 123), wie z. B. <deutsch: die *Kappe* + *der Rock* – schlesisch: *kapudrok*; <deutsch: *der Trägerrock* – schlesisch: *tryjgerok*; <deutsch: *die Brust* – schlesisch: *bruclik*; <deutsch: *der Zipfel* – schlesisch: *cyplik*; <deutsch: *der Halbschuh* – schlesisch: *halbik*. Ebenso erhielten deutsche maskuline Substantive, die auf harte Konsonante enden, ihre Äquivalente im oberschlesischen Dialekt, indem sie sich dem einheimischen Paradigma der Varietät der harten maskulinen Substantive anpassten (vgl. Rudnicka-Fira 2018, S. 125). Dazu gehören: <deutsch: *der Anzug* – schlesisch: *ancug*; <deutsch: *der Arbeitanzug* – schlesisch: *arbajtancug*; <deutsch: *der Ohrring* – schlesisch: *oring*; < deutsch: *der Mantel* – schlesisch: *mantel*; <deutsch: *der Pelcmantel* – schlesisch: *pelcmantel*; <deutsch: *der Rock* – schlesisch: *rok*; <deutsch: *der Schlips* – schlesisch: *szlips*; <deutsch: *der Überschwung* – schlesisch: *iberszfung*; <deutsch: *das Zeug* – schlesisch: *cojg*. Schließlich tritt das männliche Geschlecht auch bei Substantiven auf, die ihre graphische Form während des Entlehnungsprozesses nicht verändert haben und entsprechend der Schreibweise gelesen werden. Zu dieser Gruppe gehören: <deutsch: *der Halter* – schlesisch: *halter*; <deutsch: *der Hut* – schlesisch: *hut*; <deutsch: *der Knopf* – schlesisch: *knopf*; <deutsch:

der Mantel – schlesisch: *mantel*. Eine im gesammelten Material vorkommende Ausnahme ist ein deutsches Neutrum >*das Halstuch*<, das trotz seiner unveränderten graphischen Form als männliches Substantiv in den oberschlesischen Dialekt übernommen wurde. Dies ist auf die spezifische polnische Flexionsendung *-uch* zurückzuführen, die das männliche Geschlecht des Substantivs anzeigt. Bei der Assimilierung verlieren die männlichen Substantive auch die Umlaute, d.h. die charakteristische Flexion der germanischen Sprachen: <deutsch: *der Abnäher* – schlesisch: *abnyjer*; <deutsch: *der Zügel* – schlesisch: *cikle*; <deutsch: *der Käsker* – schlesisch: *kasierka*; <deutsch: *der Überzieher* – schlesisch: *ibercijer*; <deutsch: *der Trägerrok* – schlesisch: *tryjgerok*.

Unter den deutschen Entlehnungen sind auch sehr oft flektierende Assimilationen auf polnischer, dialektaler Basis zu beobachten. Deutsche Endungen eines bestimmten Genus werden durch die entsprechenden muttersprachlichen Endungen ersetzt und an ein bestimmtes Flexionsparadigma angepasst. Aus diesem Grund wird bei den deutschen femininen Entlehnungen die deutsche Endung *-e* auch durch die entsprechende Vokalendung *-a* ersetzt, die sowohl im oberschlesischen Dialekt als auch in der polnischen Sprache heimisch ist, z. B. <deutsch: *die Bommelmütze* – schlesisch: *bomelmyca*; <deutsch: *die Haube* – schlesisch: *hałba*; <deutsch: *die Juppe* – schlesisch: *jupa*; <deutsch: *die Kippe* – schlesisch: *kipa*; <deutsch: *die Tasche* – schlesisch: *tasza*; <deutsch: *die Reisetasche* – schlesisch: *rajzetasza*; <deutsch: *die Weste* – schlesisch: *westa*.

Bei der morphologischen Analyse sind unter den deutschen Entlehnungen auch die gebildeten Verbindungen innerhalb des oberschlesischen Dialekts zu beachten. Diese charakteristischen Komposita, bei denen es sich um spezifische Mischformen handelt, stellen eine Bereicherung des dialektalen Wortschatzes dar und kommen im Dialekt als Entlehnungen aus dem Deutschen vor. Diese Verbindungen sind auf einer deutschen Basis aufgebaut, die aus einem Grundwort und einem Bestimmungswort besteht. Sie unterliegen auch den Regeln der deutschen Grammatik und haben keine Interfixe wie *o-*, *-i-*, *-y-*, die für polnische Verbindungen charakteristisch sind, wie z. B.: <deutsch: *der Arbeitancug* – schlesisch: *arbajtancug*; <deutsch: *das Armband* – schlesisch: *armbant*; <deutsch: *das Badetuch* – schlesisch: *badetuch*; <deutsch: *die Bügelfalte* – schlesisch: *bigelfalty*; <deutsch: *die Bombelmütze* – schlesisch: *bombelmyca*; <deutsch: *das Halsband* – schlesisch: *halsbant*; <deutsch: *das Halstuch* – schlesisch: *halstuch*; <deutsch: *die Haarnadel* – schlesisch: *harnadla*; <deutsch: *der Ohrring* – schlesisch: *oring*; <deutsch: *die Reisetasche* – schlesisch: *rajzetasza*; <deutsch: *das Randtuch* – schlesisch: *rantuch*; <deutsch: *das Tanschentuch* – schlesisch: *taszyntuch*; <deutsch: *der Trägerrock* – schlesisch: *tryjgerok*; <deutsch: *die Turnschuhe* – schlesisch: *turnszuły*; <deutsch: *die Unterhose* – schlesisch: *unterhoze*; <deutsch: *der Unterrock* – schlesisch: *unterok*.

3. Semantische Anpassung

Die semantische Entlehnung von Lexemen aus dem Deutschen in den ober-schlesischen Dialekt kann auf drei Ebenen erfolgen. Ein Wort kann semantisch verengt oder erweitert werden oder seine Bedeutung völlig verändern. Im Rahmen dieses Beitrags wird der Bedeutungswandel einzelner Lexeme detailliert beschrieben, der zu einer sprachlichen Interferenz zwischen der deutschen Sprache und dem ober-schlesischen Dialekt führen kann.

In der Forschungsliteratur gibt es viele Erklärungen für den Begriff der sprachlichen Interferenz. Eine Definition aus dem Jahre 1980, die von Wilhelm Bondzio stammt, lautet wie folgt:

Unter Interferenz verstehen wir die Verletzung einer sprachlichen Norm unter dem Einfluss anderer Sprachelemente oder -regeln. Dabei unterscheiden wir zwischen interlingualer und intralingualer Interferenz. Bei der interlingualen (zweisprachlichen) Interferenz handelt es sich um den negativen Einfluss von Elementen oder Regeln einer anderen Sprache, und zwar vorrangig um eine störende Einwirkung der Muttersprache auf die Fremdsprache oder eine störende Einwirkung der Fremdsprache auf die Muttersprache. Bei der intralingualen (innersprachlichen) Interferenz handelt es sich im Gegensatz zur interlingualen Interferenz um die Verletzung einer sprachlichen Norm unter dem Einfluss von Elementen oder Regeln derselben Sprache. So können früher erlernte oder häufiger gebrauchte Sprachelemente und -regeln auf später erlernte oder seltener gebrauchte einwirken, und zwar nicht nur in der Fremdsprache, sondern auch in der Muttersprache. (Bondzio 1980, S. 204–206)

Es sollte jedoch bedacht werden, dass es nicht möglich ist, von einer einzigen Ebene sprachlicher Interferenzen zu sprechen, da diese, wie Maras (2009, S. 198) anmerkt, im Bereich der Morphologie, der Syntax, der Lexik oder der Phonologie auftreten können. Das Untersuchungsmaterial zeigt, dass die meisten Interferenzen zwischen dem ober-schlesischen Dialekt und dem Deutschen im Bereich der Lexik auftreten. Dabei handelt es sich um Kalendarien, die so genannten „falschen Freunde“ (bzw. in jeder Sprache, z. B. polnisch: *falszywi przyjaciele*, englisch: *false friends*). Lipczuk (1992, S. 139) hat sie klassifiziert und fünf Haupttypen unterschieden:

- **Wörter mit ähnlicher Form, aber unterschiedlicher Bedeutung**

Beispiele: <deutsch: *das Bett* [Möbelstück zum Schlafen, Ausruhen³] – schlesisch: *bety* [Bettzeug⁴]; <deutsch: *die Brust* [vordere Seite des Rumpfes bei Mensch und Wirbeltieren] – schlesisch: *bruclik* [Weste der Bergbewohner, Mieder der schlesischen Frauentracht]; <deutsch: *die Garnitur* [Gesamtheit verschiedener zusammengehörender, zusammenpassender, aufeinander abgestimmter (Kleidungs-

³ Die Bedeutung der deutschen Wörter wird nach Onlineversion der Duden-Wörterbuch zitiert.

⁴ Die Bedeutung der schlesischen Wörter wird nach dem Buch „*Słownik Gwar Śląskich: godomy po naszymu, czyli po śląsku*“ von Barbara und Andrzej Podgórski zitiert.

Ausstattungs)stücke, die gemeinsam einem bestimmten Zweck dienen] – schlesisch: *garnitura* [Damenunterwäsche]; <deutsch: *die Puffjacke* [den Oberkörper bedeckender, bis an oder über die Hüfte reichender, meist langärmeliger Teil der Oberbekleidung] – schlesisch: *puffaka* [Bergmannsuniform]; <deutsch: *der Zipfel* [spitz oder schmal zulaufendes Ende besonders eines Tuchs, eines Kleidungsstücks] – schlesisch: *cyplik* [der Knopf]; <deutsch: *der Zügel* [an Trense oder Kandare befestigter Lederriemen zum Lenken oder Führen des Pferdes] – schlesisch: *cukle* [Sandalen, Pantoffeln].

• **Wörter mit gleicher Bedeutung, aber mit unterschiedlicher Schreibweise**

Beispiele: <deutsch: *der Absatz* – schlesisch: *abzac*; <deutsch: *das Halsband* – schlesisch: *halsbant*; <deutsch: *das Kleid* – schlesisch: *klajd*; <deutsch: *der Schlitz* – schlesisch: *szlic*; <deutsch: *die Tasche* – schlesisch: *tasza*; <deutsch: *die Turnschuhe* – schlesisch: *turnszuły*.

• **Wörter mit unterschiedlicher grammatikalischen Merkmalen**

Feminine schlesische Wörter haben (manchmal) maskuline deutsche Äquivalente oder treten in der Pluralform auf.

Beispiele: <deutsch: *der Zügel* – schlesisch: (te) *cukle*; <deutsch: *der Käsher* – schlesisch: (ta) *kasierka*; <deutsch: *der Puff* – schlesisch: (ta) *pufa*⁵.

• **Wörter, die einer anderen Wortart entstammen**

In dem ausgewählten Material wurden keine Wörter gefunden, die in diese Kategorie passen. Jedes der untersuchten oberschlesischen Substantive wurde aus deutschen Substantiven gebildet. Allerdings gibt es im untersuchten Korpus auch Substantive (die andere Bereiche als Mode repräsentieren), die z. B. aus Verben gebildet wurden.

Beispiel: das schlesische Substantiv *bajs*, das von dem deutschen Verb *beissen* stammt.

• **Wortbildungen, die in der Zielsprache nicht vorkommen**

Diese Wortbildungen befinden sich nur im oberschlesischen Dialekt und bestehen aus Verbindung zweier deutscher Substantive.

Beispiele: <deutsch: *Haus* + *Tuch* – schlesisch: *chazucka*; <deutsch: *Kappe* + *Rock* – schlesisch: *kapudrok*; <deutsch: *klappern* + *Latsch* – schlesisch: *klaperlacze*; <deutsch: *Mantel* + *Schürze* – schlesisch: *mantelszyrca*; <deutsch: *Puff* + *Jacke* – schlesisch: *puffaka*.

Anhand der oben genannten Beispiele lässt sich feststellen, dass die deutsche Lexik bei der Entstehung des oberschlesischen Dialekts eine bedeutende Rolle gespielt hat. Es ist jedoch erwähnenswert, dass diese Entlehnungen das Ergebnis einer vielfältigen Assimilation deutscher lexikalischer Einheiten in das polnische Sprachsystem sind und nach den Regeln der polnischen Grammatik funktionieren.

⁵ Im Polnischen kommen Artikel nicht vor, so dass ihre grammatische Form u.a. durch die Verwendung der Pronomen *ten/ta/to* bestimmt werden kann, die den bestimmten Artikeln *der/die/das* entsprechen.

Sie haben sich grafisch, morphologisch und semantisch assimiliert. Die meisten der vorgestellten Substantive haben in zwei Sprachvarianten eine ähnliche Bedeutung. In einigen Fällen kann sich jedoch ihre Bedeutung ändern, was wesentlich erschwert, ein bestimmtes Lexem richtig zu verstehen. Dies ist die einzige signifikante Minderheit unter den untersuchten Substantiven. Man kann also den Worten von Zaręba zustimmen, der behauptet, dass:

der Einfluss der deutschen Sprache den einheimischen Wortschatz nicht verdrängt hat und ihn auch nicht zerstören wird, der bis heute ein fester Bestandteil der schlesischen Dialekte ist [...]. Die Beständigkeit und Vitalität des polnischen Wortschatzes und die Widerstandsfähigkeit der schlesischen Dialekte gegenüber fremden Einflüssen werden durch das Phänomen der Assimilation von Fremdwörtern unterstrichen. (Zaręba 1966, S. 92–93) [eigene Übersetzung]

LITERATURVERZEICHNIS

- Bąk S. (1974), *Mowa polska na Śląsku*. Wrocław: Zakład Narodowy im. Ossolińskich.
- Bondzio W. (1980), *Einführung in die Grundfragen der Sprachwissenschaft*. Leipzig: VEB Bibliographisches Institut.
- Czesak A. (2015), *Współczesne teksty śląskie na tle procesów językotwórczych i standaryzacyjnych współczesnej słowiańszczyzny*. Kraków: Księgarnia Akademicka.
- Czopek-Kopciuch B. (1995), *Adaptacje niemieckich nazw miejscowości w języku polskim*. Kraków: Instytut Języka Polskiego PAN.
- Danszczyk A. (2013), *Sprachvariationsraum Oberschlesien. Das gegenwärtige Schlesische im Kontakt mit dem Deutschen und Polnischen*. Racibórz: Państwowa Wyższa Szkoła Zawodowa w Raciborzu.
- Gospodarek T. (1968), *Walka o kulturę narodową ludu na Śląsku (1815–1863)*. Wrocław: Wydawnictwo Naukowe Wydziału Wrocławskiego.
- Haugen E. (1950), *The Analysis of Linguistic Borrowing*, „Language“, Nr. 26(2), S. 210–231.
- Karszniewicz-Mazur A. (1988), *Zapożyczenia leksykalne ze źródła niemieckiego we współczesnej polszczyźnie*. Wrocław: Wydawnictwo Uniwersytetu Wrocławskiego.
- Lipczuk R. (1992), *Internacjonalizmy, a fałszywi przyjaciele tłumacza*. In: *Język, a Kultura t. 7, Kontakty języka polskiego z innymi językami na tle kontaktów kulturowych*. Wrocław: Wiedza o kulturze.
- Lipczuk R. (2001), *Deutsche Entlehnungen im Polnischen – Geschichte, Sachbereiche, Reaktionen*. „Linguistik“, online 8, 1(01).
- Mańczak-Wohlfeld E. (1992), *Analiza dekompozycyjna zapożyczeń angielskich w języku polskim*. Kraków: Wydawnictwo Uniwersytetu Jagiellońskiego.
- Mańczak-Wohlfeld E. (1995), *Tendencje rozwojowe współczesnych zapożyczeń angielskich w języku polskim*. Kraków: Universitas.
- Mańczak-Wohlfeld E. (2004), *Starsze i nowsze zapożyczenia angielskie w mówionej oraz pisanej odmianie języka polskiego*. „Biuletyn Polskiego Towarzystwa Językoznawczego“, Nr. 60. Kraków: Universitas, S. 109–115.
- Maras T. (2009), *Błąd jako wielopłaszczyznowe zjawisko w przekładach studentów filologii germańskiej*. In: W. Sadziński (Hrsg.), *Aktuelle Probleme der deutschen Sprache und Literatur*. „Acta Universitatis Lodzensis. Folia Germanica“, Nr. 5. Łódź: Wydawnictwo Uniwersytetu Łódzkiego, S. 197–208.

- Nowowiejski B. (1996), *Zapóżycczenia leksykalne z języka niemieckiego w polszczyźnie XIX wieku: na materiale czasopism*. Białystok: Dział Wydawnictw Filii UW.
- Podgórska B., Podgórski A. (2008), *Słownik Gwar Śląskich – Godómy po naszymu, czyli po śląsku*. Katowice: KOS.
- Rudnicka-Fira E. (2018), *Zapóżycczenia niemieckie w śląskim profesjolekcie górniczym przyswojone na gruncie gwarowym*. Słowo. „Studia językoznawcze“, Nr. 9. Rzeszów: Wydawnictwo Uniwersytetu Rzeszowskiego, S. 119–129.
- Sikorska-Bujnowicz K. (2014), *Einige Bemerkungen zur Adaptation der deutschen Entlehnungen aus dem Bereich der Wissenschaft im Polnischen*. In: W. Sadziński, M. Gołaszewski (Hrsg.), *Varianz und Invarianz in Sprache und Literatur*. „Acta Universitatis Lodzianis. Folia Germanica“, Nr. 10. Łódź: Wydawnictwo Uniwersytetu Łódzkiego, S. 65–78.
- Tambor J. (2006, 2008), *Mowa Górnolęzaków i ich świadomość językowa i etniczna*. Katowice: Wydawnictwo Uniwersytetu Śląskiego.
- Tambor J. (2011), *Oberschlesien – Sprache und Identität*. Hildeshaim–Zürich–New York: Georg Olms Verlag.
- Witaszek-Samborska M. (1993), *Zapóżycczenia z różnych języków we współczesnej polszczyźnie (na podstawie słowników frekwencyjnych)*. Poznań: Wydawnictwo PTPN.
- Zaręba A. (1966), *Polskość Śląska w świetle słownictwa*. „Język Polski“, XLVI, H. 2, S. 85–94.
- Zaręba A. (1976), *Atlas językowy Śląska*. Warszawa–Kraków: Państwowe Wydawnictwo Naukowe.

*Marcin Golaszewski**

**„ICH BIN KEIN KOMMUNIST UND BIN NIE EINER GEWESEN“:
KLAUS MANNS AUSEINANDERSETZUNG
MIT DEM KOMMUNISMUS**

**„I AM NOT AND HAVE NEVER BEEN A COMMUNIST“: KLAUS MANN
AND HIS RELATION TO COMMUNISM**

(Summary)

Klaus Mann (1906–1949) belonged to generation influenced by the two World Wars, burgeoning communism, and rising nationalism. Political component in his work is very strongly articulated not only in novels and essays, but also in autobiographical work. This emphasises his fascination in times he lived, but most of all it expresses his own involvement in fighting the evil which in his eyes were represented by Hitler and Nazism. In Mann's eyes communism was not solely represented as a political system, but rather an ally in his personal crusade. In the literature there is often a question asked whether Klaus Mann was a communist or an ideologist whose majority of opinions were in line with ideological assumptions and values of the communist system. Despite clear declarations of the author himself, it is worth to look into his inner development: from fascination through growing distance and eventually disappointment which resulted in detaching himself from the communist ideas.

Keywords: The 3rd Reich, Klaus Mann, Emigration, Communism, national socialism.

Eine Weltanschauung, der jede Ahnung vom Metaphysischen fehlt, ein geistiges System, in dem es keinen Platz für die Kategorie des Transzendentalen gibt, bleibt mir Entscheidendes schuldig. Ich werde sie nie als mein absolutes Credo akzeptieren können. (Mann 1984, S. 331)

Eine Beschäftigung mit der Politik schließt notwendigerweise die Auseinandersetzung Klaus Manns mit dem Kommunismus ein. Da sich diese über viele Jahrzehnte hinstreckt, ist eine gewisse Einordnung nötig (vgl. Eddy 2018).

* Univ.-Prof. Dr. habil. Marcin Gołaszewski, Universität Łódź, Institut für Germanische Philologie, Pomorska 171/173, 90-236 Łódź. E-mail: marcin.golaszewski@uni.lodz.pl

In der Forschung wird immer wieder Klaus Manns Stellung zum Kommunismus behandelt. Die zentrale Frage lautet hier meist: War er Kommunist oder war es nicht? Sympathisierte er mit dem System oder sah er in ihm nur einen Verbündeten im Kampf gegen das faschistische System? (vgl. Weil 1983, S. 53 und Grunewald, 1985, S. 145).

Die eigentliche Antwort auf diese Frage, ob er Kommunist war oder nicht, soll hier nicht unmittelbar beantwortet werden. Denn sie ist klar, Klaus Mann gibt sie in *Der Wendepunkt* selber:

Ich bin kein Kommunist und bin nie einer gewesen. Ich bin auch kein Marxist. Ich glaube, daß die orthodoxen Marxisten viele Fehler auf vielen Gebieten machen, moralische, philosophische, psychologische und politische Fehler. (Mann, *Wendepunkt* 1984, S. 327)

Trotz dieser eindeutigen Stellungnahme zeigt sich auch in diesem Punkt: „Klaus Manns Verhältnis zum Kommunismus und Kommunisten war zwiespältig“ (Lammle 1990, S. 206). Im Prinzip könnte man Klaus Manns Grundhaltung als liberal bezeichnen, mit einem stark ausgeprägten Interesse für sozialistische Ideen (Dirschauer 1973, S. 64). Eine Festlegung würde auch gar nicht seinem Lebensbild entsprechen. Daher ist eine Annäherung an seine Beziehung zum Kommunismus hierbei viel interessanter. Inwieweit sah er darin eigene Ziele verwirklicht, inwieweit gingen einzelne Elemente gegen seine Vorstellungen, wobei gerade letzteres von besonderem Interesse zu sein scheint. Und wer „die Literatur Klaus Manns [...] nur mit der Absicht betrachtet, ihn für eine bestimmte Partei zu ‚gewinnen‘ oder ihn von einer bestimmten Richtung post mortem ‚loszusagen‘, dem bleibt wesentliches von ihr verborgen“ (Weil 1983, S. 56).

Klaus Mann fühlt sich schon früh von linken Ideen angezogen, zeigt sich von den sozialistischen Reformen fasziniert. Bereits in seiner ersten Autobiographie *Kind dieser Zeit* heißt es:

Geistig nie weiter vom Marxismus entfernt als damals, wußte ich doch, daß politisch nur immer auf der Linken mein Platz sein würde. (Mann 1986, S. 180)

Er entwickelt im Laufe der Jahre die Idee, wie er es formuliert, eines ‚humanen Sozialismus‘¹, arbeitet sie in seinen Essays immer wieder auf. Die Basis bilden hierbei: *Notizen in Moskau*, entstanden nach dem Moskauer Schriftstellerkongress, und *Der Kampf um den jungen Menschen*², seine Rede auf dem Pariser

¹ In einem Brief an Walter A. Berendsohn vom 11. Oktober 1933, in dem er sich für einen Aufsatz bedankt, den dieser ihm für die *Sammlung* schickte, heißt es: „Es könnte und sollte für viele Bürger, die an Goethe und Kant glauben, aber Marx für teuflisch halten, eine Lehre sein, wie Sie den deutschen Humanismus und den Sozialismus geistig zueinanderbringen“ (Mann 1987, S. 147).

² Diese Rede erschien unter anderem auch unter dem Titel *Der sozialistische Humanismus* (vgl. Mann 1980, S. 283).

Schriftstellerkongress für die Verteidigung der Kultur gegen Krieg und Faschismus. In ihnen drückt „sich deutlich die Krise des Bürgertums aus. Sie zeigen, daß Klaus Mann sich von seiner Klasse gelöst hatte, daß er einen Weg suchte, um ihr tradierungswürdiges Erbe in eine neue, humane Gesellschaft einzubringen“ (Walter 1969).

Klaus Mann entwirft hier das Konzept eines Systems, das „legitim konservativ-erneuernd“ ist; es „ehrt das Geheimnis“ ebenso wie „den Geist der Vernunft“ (Mann 1980, S. 120).

Dass er gerade diese beiden Elemente verbindet, macht eins deutlich: hier handelt es sich um einen utopischen Gesellschaftsentwurf auf der Grundlage eigener Bedürfnisse. Von der Respektierung der Unterschiede einzelner ist hier die Rede, von der Aufhebung europäischer Grenzen.

Er spricht von der großen „Tat der sozialen Neuordnung“ (Mann 1969, S. 119), die Grundlage einer besseren Zukunft sein soll. Als Voraussetzung dient dem ‚sozialistischen Humanismus‘ eine gerechtere Wirtschaftsordnung. Ihr kommt tragende Bedeutung zu:

Denn das Wirtschaftliche ist an die Peripherie gedrängt. Die Voraussetzung für ein menschenwürdiges Leben ist endlich geschaffen: die Gerechtigkeit ist organisiert. (Mann 1980, S. 120)

Der ‚sozialistische Humanismus‘ begreift sich als der „komplexe und komplette Gegensatz des Faschismus“, er „wird seine Führer und großen Männer ehren und ihnen vertrauen, ihnen nacheifern“, aber: „er wird keinen kritiklosen Führerkult treiben“ (ebda., S. 120f.).

Direkt hier schließt sich die für ihn wichtige Frage einer Beziehung zwischen Geist und Macht an, die im „Mittelpunkt von Klaus Manns Überlegungen über den Standort und die Verpflichtungen des Schriftstellers in der Gesellschaft“ (Grunewald 1985, S. 144) steht.

Diese Beziehung stellt sich Klaus Mann als eine Zusammenarbeit vor, die für eine humanistische Gesellschaft nötig ist. Vorbild ist Tschechoslowakei, „ein gutes Land, eine gute Demokratie, die Tschechoslowakei Masaryks und Beneschs“ (Mann 1984, S. 325), wo Macht und Geist identisch seien: „Im Gegensatz zur Tschechoslowakei sei Deutschland nie eine echte Demokratie gewesen, weil die Vertreter des Geistes keinen wirklichen Einfluß auf ihre Mitbürger ausgeübt hätten“ (Grunewald 1985, S. 145). Wie groß der Einfluss in den sozialistischen Staaten wirklich war, wie stark der Geist hier in Wirklichkeit unterdrückt wurde, erfuhr er erst später.

Zunächst steht er dem sozialistischen System positiv gegenüber. Friedrich Kröhnke erkennt in seiner Arbeit *Propaganda für Klaus Mann* eine Annäherung Klaus Manns an die Kommunistische Internationale in den Jahren 1933/1934, „die Sowjetunion wird unter solchen Bedingungen für den deutschen Autor Klaus Mann sichtbar: als Bündnispartner, vielleicht gar als Orientierungspunkt“

(Kröhnke 1981, S. 20). Im Rahmen der neuen Volksfront³ und Bündnispolitik der Kommunisten, mit dem Ziel eines gemeinsamen Kampfes gegen Hitler, wird Klaus Mann zum Ersten Allunionkongress der Sowjetschriftsteller eingeladen. Dies entspricht auch seinen Zielen: ein gemeinsamer Kampf gegen Hitler auf der Basis einer antifaschistischen Volksfront. Und so reist er im August 1934 nach Moskau.

Anfangs überwiegen die positiven Erlebnisse. So zeigt er sich fasziniert von Stellenwert, den die Literatur in der Sowjetunion einnimmt: „Immer wieder erstaunlich: das brennende Interesse fürs Kulturelle“ (Mann 1989, S. 52).⁴ Gerade ihn als Emigranten muss diese Anerkennung von Literatur fasziniert haben, denn in „der marxistischen Gesellschaftsordnung war dem Schriftsteller und Künstler eine Funktion zugewiesen, die zu der Isolation und der Publikumslosigkeit des Emigranten in starkem Kontrast stand“ (Wegner 1967, S. 136).

Eine solche Bewunderung für das öffentliche Leben in Moskau schließt eine Kritik von seiner Seite aber nicht aus, und so zeigt er sich abgestoßen von deren agitatorischem Charakter, wie der Tagebucheintrag vom 24. August zeigt: „Furchtbare Vereinfachung des ganzen Phänomens Kunst. Die Lit. als Armee“ (Mann 1989, S. 56).

Er erkennt die Unterordnung der Schriftsteller in der sozialistischen Diktatur, sie ist ihm Warnung und gleichzeitig Kernpunkt seiner Auseinandersetzung mit dem Kommunismus, Grund für seine Distanzierung.

Zentral beschäftigt ihn hier die Frage nach einem Kompromiss zwischen politischer Disziplin und individueller Freiheit, das „immer wieder bewegende Problem von Kollektivismus und Individualismus“ (Schiller 1983, S. 172).

Er weiß zwar, dass gewisse Opfer im Kampf gegen den Faschismus nötig sind, aber hierzu gehört nicht die Aufgabe des geistigen Bereichs, der Individualität, denn der Schriftsteller dürfe sich niemandem unterstellen, [...] er sei als Schöpfer bedroht, wenn er aufhört, der Wirklichkeit kritisch gegenüberzustehen (Grunewald 1985, S. 146).

So ist die Sowjetunion für ihn wichtig als Bündnispartner im Kampf gegen Hitler, dies aber nicht unter Aufgabe individueller Freiheit:

³ Da die Schriftsteller, die 1933 ins Exil gingen, ihren Kampf gegen Hitler wirksam beginnen wollten, bot sich dafür dessen stärkster Gegner an: der Kommunismus, der schon in den ersten Monaten nach der Machtergreifung versuchte, eine antifaschistische Einheitsfront der Autoren zu bilden. An der Gründungsversammlung der *Deutschen Volksfront* nahm auch Klaus Mann teil. Von Anfang an zeigten sich aber starke politische Gegensätze unter den emigrierten Schriftstellern; sie führten schließlich zu einer Spaltung und der Gründung einer Gegenvereinigung, dem *Bund Freie Presse und Literatur*, dem auch Klaus Mann beitrug. Bereits 1937 stand die Volksfront-Bewegung vollkommen unter kommunistischem Einfluss und die meisten bürgerlichen Intellektuellen zogen sich zurück. Weitere Bemühungen einzelner Autoren zur Gründung einer Einheitsbewegung scheiterten, und so kam eine Einigung nie zustande (vgl. Berglund 1972, S. 48–530).

⁴ Eintrag vom 19. August 1934.

Genau dies aber fordert der autoritäre und totalitäre kommunistische Staat vom Intellektuellen: daß er die Marxsche Lehre mit all ihren Prämissen und Konsequenzen als absolut gültig und richtunggebend, als das alleinseligmachende Dogma, als Offenbarung und Evangelium anerkenne und befolge. (Mann 1984, S. 331)

Klaus Mann ist wohl fasziniert von der Kollektivität und dem Gemeinschaftsgefühl im kommunistischen Staat, der „Aufbau“ des Sozialismus, so empfindet er, „ist hier wirklich die große, allgemeine Angelegenheit, welche die Herzen ergreift, die Gemüter bewegt, die Köpfe beschäftigt“ (Mann 1969, S. 107). Als Einzelgänger findet er hier seine Idee einer Gemeinschaft verwirklicht.

Dieses Gemeinschaftsgefühl muss aber zu teuer erkaufte werden: „Die geforderte Unterordnung des eigenen Intellekts, der eigenen Urteilskraft unter ein fremdes, dogmatisches Denken, war ihm letztlich zuwider“ (Laemmle 1989, S. 206).

Wie schwer dies wiegt, wird auch in den Tagebüchern deutlich. Am 31. August 1934 notiert er unter dem Einfluss des Moskauer Schriftstellerkongresses:

EINSAMKEIT: Die Frage bleibt: ist auch sie nur ein ‚bürgerliches Vorurteil‘. Löst sich das Problem der Individuation und der Koexistenz glatt durch die Tatsache des Zusammenarbeitens [...]. Wird, mit der Ausbeutung, auch jemals die abgründige Trennung zwischen Mensch und Mensch aufgehoben sein? (Mann 1989, S. 59)

Für ihn ist die sozialistisch geforderte Gleichheit der Menschen nicht vorstellbar. Aufhebung der Individuation ist gleichbedeutend mit Unterordnung und dies kann nicht Ziel eines humanistischen Systems sein.

Die Festsetzung der Literatur als reine ‚Funktionsliteratur‘ im Dienste des Sozialismus hängt eng damit zusammen. Klaus Mann klagt:

Die Dichtung als rein soziale Funktion – während sie doch auch die geheimnisvolle überhaupt nicht mehr zweckgebundene Funktion ist. Sie kann nicht nur beschäftigt sein durch Fragen wie: Kollektivierung der Landwirtschaft u.s.w. – so wichtig diese sind. Ihre unergründlichen Themen bleiben doch auch: die Liebe, die Einsamkeit der Individuation, der Tod als Rätsel, Hoffnung, letztes Glück. (Mann 1989, S. 58)

Was ihn zudem erschreckt, ist die Unterdrückung ‚anderer‘ Menschen. Menschen, die sich nicht so leicht in das neue System des fröhlichen Aufbau-Optimismus einfügen können. Die Änderung der sowjetischen Sexualgesetzgebung (vgl. Gołaszewski 2018, S. 543–554) ist für ihn ein erster Schlag und dürfte schon „von hier an eine weitere Annäherung an die kommunistische Linke verhindert haben“ (Mattenklott 1979, S. 31).

Auf dem Pariser Schriftstellerkongress verteidigt er die Werte seines ‚sozialistischen Humanismus‘ und kritisiert die Lehren der stalinistischen Führer, ihre platt- und pseudo-materialistische ‚Theorie‘, dass die Enteignung des Kapitals alle gesellschaftlichen Konflikte aufhebe“ (Kröhnke 1981, S. 43).

Und er verteidigt noch einmal, wie in *Homosexualität und Faschismus*, die Homosexualität. In der Gesellschaftsform des ‚sozialistischen Humanismus‘ gibt es „keine Form der menschlichen Liebe, der menschlichen Intelligenz, die [...] geringgeschätzt würde. Hier hat alles Platz“ (Mann 1980, S. 120). Nur leider nicht im kommunistischen Gesellschaftssystem. Im Prinzip wird in dieser Rede noch einmal deutlich, worauf Klaus Manns Kritik am Kommunismus beruht: nämlich darauf, „daß das System zu wenig Rücksicht auf die komplexe Konstitution der menschlichen Psyche nimmt“ (Dirschauer 1973, S. 72).

Folgerichtig appelliert er nun an den ihm wichtigsten Wert: die menschliche Freiheit als Grundlage für ein freiheitliches humanistisches System. Mit seiner Kritik macht er deutlich, dass er die Problematik in der sowjetischen Politik erkannt hat. Dass er sich trotzdem noch optimistisch für die Zukunft zeigt, machen folgende Worte deutlich:

Vielleicht darf diese kämpfende Generation nur den Optimismus kennen. Aber die nächste – dessen bin ich sicher – wird nicht mehr glauben, die menschliche Einsamkeit sei eine Verschuldung des Kapitalismus, der schauer- und liebevolle Blick auf den Tod eine kleinbürgerliche Marotte, der Schmerz der Liebe ein Ablenkungsmanöver vom Klassenkampf. Diese Generation wird von der Literatur etwas anderes wollen als ein Hohes Lied auf die Kollektivierung der Landwirtschaft. (Mann 1969, S. 121)

Seine Haltung ist noch immer eine durchaus wohlwollende; nach dem Moskauer Besuch heißt es: „In meinem Herzen und in meinen Gedanken wechseln Ergriffenheit und Widerspruch miteinander ab. Die Ergriffenheit ist stärker als der Widerspruch“ (ebda., S. 121).

In *Wendepunkt* wird dieser Eindruck dann rückblickend relativiert:

Vieles, was ich in Moskau und während eines kurzen Aufenthalts in Leningrad zu sehen bekam, war geeignet, meinen Respekt vor dem Sowjet-Regime zu erhöhen, gleichzeitig fand ich aber auch meine Einwände bestätigt, meine Bedenken verstärkt. (Mann 1984, S. 330)

Zwischen diesen beiden Äußerungen liegen viele Jahre; Klaus Manns Stellung zum Kommunismus hat sich gewandelt. Gründe dafür gibt es viele, unter anderem der deutsch-sowjetische Nichtangriffspakt, der ihm ein völlig neues Bild von der sowjetischen Politik vermittelt und seinen Glauben an eine gemeinsame Volksfront vernichtet.

Am 9. April 1940 schreibt er in einem Brief:

Ich habe mich, seit dem Oktober verstrichenen Jahres, von meinen kommunistischen Freunden trennen müssen. [...] Es fällt mir nicht leichter, Ihnen zu sagen, daß ich zwischen uns jene Übereinstimmungen nicht mehr finde, die wir wohl beide für die Voraussetzung einer produktiven Kameradschaft halten. (Mann 1987, S. 415)⁵

⁵ Brief an Hubertus Prinz zu Löwenstein.

Dass er dennoch in diesem Oktober, von dem er hier schreibt, in dem von Leopold Schwarzschild herausgegebenen Neuen Tage-Buch als Sowjet-Agent angegriffen wird (Naumann 1984, S. 107), ist grotesk. Es soll aber nicht das letzte Mal sein.

Der Kommunismus hat sich dem nach einer politischen Lösung suchenden Klaus Mann als Verkörperung der sozialistischen Ideen präsentiert, konnte dessen Erwartungen aber nicht erfüllen. Er distanziert sich geistig vom Marxismus, glaubt aber weiter

[an] Möglichkeit und Wünschbarkeit einer Zusammenarbeit zwischen Osten und Westen, zwischen Demokratie und Sozialismus – im Dienste, zum Schutz, zur Rettung des unteilbaren Friedens, der unteilbaren, von einem gemeinsamen Feind bedrohten Zivilisation. Ich glaubte an die Möglichkeit und Wünschbarkeit der Einheitsfront aller progressiven, antifaschistischen Intellektuellen. (Mann 1984, S. 332)

1945 bis 1949 – Klaus Mann zwischen den Fronten

Für die einen aber, für die,
welche geduldig genug sind, auszuharren,
und wohl auch zu kämpfen –:
wird es wirklich ein so großartiger
Tag sein, wenn er dann schließlich
Kommt? Wird er dann einen so schönen
Trost, eine so herrliche Erlösung bringen?
(Mann 1981, S. 340)

Am 8. Mai 1945 kehrte Klaus Mann als Korrespondent für die amerikanische Soldatenzeitung *Stars and Stripes* nach Deutschland zurück; genau an dem Tag, an dem die deutsche Wehrmacht bedingungslos kapitulierte. Im *Wendepunkt* beschreibt er das Erlebnis:

Bei unserer Ankunft in Salzburg, am Abend des gleichen Tages, sahen wir an den Kiosken die Extra-Ausgabe der ‚Stars and Stripes‘ mit der großen Überschrift: ‚IT’S ALL OVER HERE! VICTORY IN EUROPE IS OURS...‘ ‚It’s all over‘ Vorbei! Geschafft! Erledigt! Heute denkt und fühlt man nur Uff... (Mann 1984, S. 482)

Klaus Mann befragt als Reporter der *Stars and Stripes* Hermann Göring, den „großen Schuldigen und Oberschurken“ (ebda., S. 490), und Richard Strauss, einen „großen Mann – so völlig ohne Größe!“, „dabei stumpf wie der Letzte, wenn es um Fragen der Gesinnung, des Gewissens geht!“ (ebda., S. 492). Er besucht Konzentrationslager, spricht mit Opfern und Tätern und muss erkennen:

Nazis, so stellt sich jetzt heraus, hat es in Deutschland nie gegeben; selbst Hermann Göring war im Grunde keiner. Lauter ‚Innere Emigration‘! (ebda., S. 500)

In einem Brief an seinen Vater Thomas Mann vom 16. Mai 1945 schreibt er:

It's all very confusing and somewhat depressing, even though fascinating. I am only happy that I am not with P.W.B. anymore and don't have to stay here and become an editor of the revived Münchener Neuesten Nachrichten. (Mann 1987, S. 539)

Die ist eine ganz klare Revidierung seines ehemals gehegten Wunsches, in Deutschland zu arbeiten. Es bedeutet für ihn, nicht mehr auf Dauer nach Deutschland zurückzukehren. Die Erlebnisse der letzten Tage machen es ihm unmöglich. Er bleibt amerikanischer Staatsbürger und reist in den letzten Lebensjahren zwischen Amerika und Europa hin und her.

Dies hindert ihn aber nicht, sich weiter mit größtem Interesse weltpolitischen Dingen zu widmen. Hitler ist nun geschlagen, im *Wendepunkt* entwirft Klaus Mann mögliche Orientierungen:

Nun geht es weiter, nächste Episode! Fragt sich nur, in welche Richtung es weitergeht. Dies hängt von uns ab; an jedem Wendepunkt hat man die Wahl. Wir können uns für die richtige Richtung entscheiden oder für die falsche. (Mann 1984, S. 509)

Was er mit ‚richtig‘ oder ‚falsch‘ meint, erklärt er einige Zeilen später: „Was wollen wir, die geeinte Welt oder die zerstörte?“ (Mann 1984, S. 509).

Für ihn gibt es nur das „Entweder-Oder“, das heißt eine „sehr viel schlechtere“ oder eine „entschieden bessere“ Welt. Die beiden großen Mächte, Russen und Amerikaner, halten die Fäden in der Hand; Deutschland soll zwischen beiden „verbinden“ und „versöhnen“, denn jeder „ist mitverantwortlich für die Wahl. [...] Neutralität“ ist nicht möglich (vgl. ebda., S. 510).

Klaus Mann trifft auch an diesem Punkt die für ihn einzig konsequente Entscheidung: er engagiert sich für eine Verbindung zwischen Ost und West und hofft, „literarisch in das vom Faschismus befreite Land hinein wirken zu können“ (Naumann 1984, S. 125).

Mit wenig Erfolg: keines seiner Exilwerke erscheint zu seinen Lebzeiten in Deutschland. Auch bei anderen Exilautoren dauert es einige Jahre, bis ihre Werke nach dem Krieg in Deutschland verlegt werden. Ein Versäumnis der Alliierten, das Klaus Mann zutiefst bedauert; seiner Meinung nach haben gerade die Exilautoren das Recht, positiv auf die deutsche Bevölkerung einzuwirken (vgl. ebda., S. 125).

Klaus Mann überträgt in den letzten Lebensjahren die Biographie über Andre Gide sowie die englische Fassung seiner Biographie *The Turning Point* ins Deutsche. Dabei ist *Der Wendepunkt* nicht einfach eine Übersetzung der englischen Fassung, es ist vielmehr „ein neues deutsches Buch“ (Mann 1984, S. 512), wie Klaus Mann in seiner Nachbemerkung schreibt.

Die Arbeit an diesen beiden Werken hält ihn trotzdem nicht von dem Versuch ab, eine Vermittlerrolle während des beginnenden Kalten Krieges ein-

zunehmen. 1948 reist er nach Prag, um sich ein Bild von der sozialistischen Tschechoslowakei zu machen. Er ist um Ausgleich bemüht, aber sämtliche Bemühungen sind von Hoffnungslosigkeit gekennzeichnet: „In einer Zeit, die die Alternative eines humanen Sozialismus verleugnete, befand sich der zwischen den Klassen stehende Intellektuelle unversehens zwischen den ideologischen Fronten“ (Walter 1969).

In Prag erlebt er den Selbstmord Jan Masaryks, Sohn des Gründers der Tschechoslowakei, Thomas Masaryk, den Klaus Mann sehr verehrte. In dem Essay *Die Tragödie Jan Masaryk* erläutert Klaus Mann dessen Konflikt, der wohl auch sein eigener ist:

Er liebte das Volk, und er liebte die Demokratie, aber die neue ‚Volksdemokratie‘ war nicht seine Sache. Hätte er sich von ihr lossagen, sie bekämpfen sollen? [...] Sollte er für das Kapital optieren, gegen den Sozialismus? (Mann 1969, S. 299)

Alexander Stephan beschreibt in seinem Buch über *Die deutsche Exilliteratur* die Situation der Nachkriegszeit. Der Intellektuelle hatte sich zu entscheiden: Kommunismus oder Kapitalismus. Wer „die politischen Realitäten der Nachkriegszeit nicht sehen wollte, bekam sie früher oder später zu fühlen: im Gefolge der 1946 in der Sowjetunion ausgebrochenen zweiten ‚Shdanowshina‘ oder vor den Schranken des zu gleicher Zeit sein Unwesen treibenden Un-American-Activities Committees“ (Stephan 1979, S. 236).

Er kann „das von ihm überwältigend empfundene Versagen der Intellektuellen, die sich voll in die politisch bestimmte Auseinandersetzung zwischen Sozialismus und Imperialismus einbinden lassen, einbinden lassen müssen“ (Grumbach 1984, S. 125), nicht begreifen. Er möchte Neutralität bewahren, was aber für ihn – einen unabhängigen Individualisten – bedeutet, keinen Platz zu finden in der politischen Nachkriegssituation. Und da er sich selbst nicht einordnen will, wird er eben eingeordnet – auf der Titelseite einer Münchner Zeitung muss er sich als ‚Salonbolschewist‘ beschimpfen lassen (Naumann 1984, S. 130).

Mit den sozialistischen Gesellschaften kann er sich nicht identifizieren, hier sieht er „den liberalen Freiheitsanspruch nicht ausreichend realisiert“ (ebda., S. 128), die Amerikaner beschimpfen ihn als Kommunist. Wo soll er sich da zuordnen?

Klaus Mann ist verzweifelt angesichts der politischen Entwicklung jener Jahre. Er, der jahrelang gegen den Faschismus gekämpft hat, hofft anfangs auf eine bessere Entwicklung nach der Beendigung des Krieges. Vor allen Dingen auf eine Einbeziehung der Emigranten. Als dies nicht eintritt, die Spaltung der beiden großen Mächte sich sogar noch weiter verstärkt, ist er tief deprimiert: Nach dem Kriegsende hat sich Klaus Mann nicht mehr in demselben Sinn geäußert wie vorher, er hat „fast alle Hoffnungen aufgegeben, die er in der Zeit des Kampfes gegen Hitler hatte“ (Grunewald 1985, S. 151).

Das Gefühl, nach den Jahren intensiven Engagements nicht mehr gebraucht zu werden, deprimiert ihn stark. Seine Bücher erscheinen zu seinen Lebzeiten im Nachkriegsdeutschland nicht; neue Ideen bleiben, bis auf den Essay *Die Heimsuchung des europäischen Geistes*, Fragment, auch der Roman *The Last Day*, an dem er zuletzt arbeitet.

Uwe Naumann schreibt, dass er nach dem Krieg einen eigenen künstlerischen Stil nicht mehr findet (Naumann 1984, S. 129), ein „Anschluß an das epische Schaffen der Emigration fehlt“ (Schneider 1956, S. 1118). Nach dem Kampf gegen den Faschismus muss er eine Leere fühlen, die zu überwinden er die Kraft nicht mehr hat. Er hätte einen neuen Kampf führen müssen, dessen Sinnlosigkeit er vielleicht ahnt. Die Vergeblichkeit seiner Bemühungen während der Exiljahre ist ihm eine Warnung.

Die Heimsuchung des europäischen Geistes

Sein letzter Essay *Die Heimsuchung des europäischen Geistes*, entstanden 1949, gibt Aufschluss über seine Verzweiflung angesichts der politischen Situation und der Sinnlosigkeit seiner eigenen Rolle als dritte verbindende Macht, ‚Troisième Force‘, wie er sie in diesem Essay bezeichnet (Mann 1969, S. 330). Klaus Mann beschreibt die politische Lage jener Zeit sehr treffend, eine Zeit, in der die „europäische Luft widerhallt von falschen Glaubensbekenntnissen, trunkenen Rhetorik, sich gegenseitig aufhebenden Argumenten, wütenden Anklagen“ (ebda., S. 317) an der auch die Intellektuellen teilhaben: „Neutralität, Weisheit, Objektivität, gelten als Hochverrat“ (ebda., S. 330).

Sicher gibt es auch Vertreter der dritten Macht – die der Vermittler – zu der sich Klaus Mann selbst zählt; aber sie haben keine Macht mehr in einer Zeit sich bekämpfender Ideologien.

Einen Studenten aus Uppsala lässt Klaus Mann Worte sagen, die seine eigenen sind – Ausdruck seiner Resignation. Für unabhängige Intellektuelle wie ihn gibt es keinen Platz mehr:

Wir sind geschlagen, wir sind fertig, geben wir es doch endlich zu: Der Kampf zwischen den beiden anti-geistigen Riesenmächten – dem amerikanischen Geld und dem russischen Fanatismus – läßt keinen Raum mehr für intellektuelle Unabhängigkeit und Integrität. (ebda., S. 336–337)

Da ergibt sich für ihn folgende Konsequenz:

Wir sind an einem Punkt angelangt, wo nur die dramatischste, die äußerste Geste noch irgend Aussicht hat, bemerkt zu werden und den blinden, hypnotisierten Massen ins Gesicht zu reden. (ebda., S. 337)

Damit meint er die Nachfolge von Ernst Toller und Stefan Zweig, eine ‚Selbstmordwelle‘ aller Intellektuellen. Aber Klaus Mann hat hier wohl die Weltöffentlichkeit überschätzt.

Klaus Manns Idee eines kollektiven Selbstmords verbirgt zugleich wieder seine Sehnsucht nach einer Gemeinschaft; selbst in einem Entwurf von solcher Radikalität drückt sich noch ein für sein ganzes Leben bestimmender Wunsch aus: Mitglied einer Gemeinschaft zu sein, mit der man sich identifizieren kann. Er „war noch für diesen Moment radikalster Vereinzelung um den Anschluß an irgendeine Gemeinschaft [...] bemüht“ (Naumann 1984, S. 133).

LITERATURVERZEICHNIS

- Eddy B.D. (2018), *Erika und Klaus Mann*. New York u.a.
- Dirschauer W. (1973), *Klaus Mann und das Exil*. Worms.
- Gołaszewski M. (2018), *Die tödliche Wunde bei Klaus Mann*. In: L. Kolago (Hrsg.) „Studia Niemcoznaweze – Studien zur Deutschkunde“, Nr. 61. Warschau, S. 543–554.
- Grumbach D. (1984), *Kämpfen ohne Hoffnung – Leben und Politik bei Klaus Mann*. „Kürbiskern“, Nr. 3, S. 119–125.
- Grunewald M. (1985), *Klaus Mann und das politische Engagement*. In: K. Mann, *Mit dem Blick nach Deutschland. Der Schriftsteller und das politische Engagement*. München.
- Kröhnke F. (1981), *Propaganda für Klaus Mann*. Frankfurt am Main.
- Laemmle P. (1989), *Nachwort*. In: K. Mann, *Tagebücher 1931–1933*. München, S. 189–207.
- Mann K. (1969), *Die Heimsuchung des europäischen Geistes*. In: K. Mann, *Heute und Morgen*, München, S. 317–338.
- Mann K. (1969), *Die Tragödie Jan Masaryk*. In: K. Mann, *Heute und Morgen*, München, S. 293–300.
- Mann K. (1969), *Notizen in Moskau*. In: K. Mann, *Heute und Morgen*. München, S. 107–122.
- Mann K. (1980), *Der Kampf um den jungen Menschen*. In: K. Mann, *Woher wir kommen und wohin wir müssen*. München: Anmerkungen.
- Mann K. (1980), *Woher wir kommen und wohin wir müssen*. München: Anmerkungen.
- Mann K. (1984), *Der Wendepunkt. Ein Lebensbericht*. Hamburg.
- Mann K. (1986), *Kind dieser Zeit*. Hamburg.
- Mann K. (1987), *Briefe und Antworten 1922–1949*. München.
- Mann K. (1989), *Tagebücher 1934–1935*. München.
- Mann T. (1981), *Der Vulkan – Roman unter Emigranten*. Hamburg.
- Mattenkloft G. (1979), *Homosexualität und Politik bei Klaus Mann*. In: U. Naumann, *Sammlung. Jahrbuch für antifaschistische Literatur und Kunst*. Bd. 2. Frankfurt am Main, S. 29–38.
- Naumann U. (1984), *Klaus Mann*. Hamburg.
- Schiller D. (1983), *Geistige Differenz und politische Disziplin. Klaus Mann zwischen 1930 und 1935*. In: S. Schlenstedt (Hrsg.), *Wer schreibt, handelt*. Berlin–Weimar.
- Schneider R. (1956), *Klaus Mann*. In: *Aufbau*, Jhrg. 12, S. 1105–1119.
- Stephan A. (1979), *Die deutsche Exilliteratur 1933–1945*. München.
- Walter H.A. (1969), *Ein Bürger verläßt seine Klasse*. „Die Zeit“, Nr. 41 vom 10. Oktober 1969, Literaturbeilage.
- Wegner M. (1967), *Exil und Literatur*. Frankfurt am Main.
- Weil B. (1983), *Klaus Mann: Leben und literarisches Werk im Exil*. Frankfurt am Maine.

*Elżbieta Tomasi-Kapral**

**DOKUMENTARISCHES ERZÄHLEN IN DER
DEUTSCHSPRACHIGEN PROSA VOR UND NACH DER WENDE
DES JAHRES 1989**

**DOCUMENTARY NARRATION IN GERMAN LITERARY PROSE BEFORE
AND AFTER THE POLITICAL TURN OF 1989**

(Summary)

This article focuses on documentary narration in literary prose, which is analyzed with regard to its function and poetics using the example of selected texts of GDR protocol literature and German documentary literature of the post-reunification years. The question of what constitutes the peculiarity of documentary literature and what caused its popularity in the pre- and post-reunification period will be explored. Furthermore, selected examples will be used to illustrate how the levels of the factual and the fictional intermingle and complement each other in the individual texts. The texts discussed in this article are narratives that remain close to factual events, but at the same time fictionalize them and therefore cannot be considered completely and unambiguously in either the category of literary fiction or documentary.

Keywords: documentary literature, protocol literature, GDR, collapse of the GDR, Ministry of State Security.

1. Einführung

Mit dokumentarischem Erzählen wird man in mehreren Formaten konfrontiert: die Autor_innen von filmischen Fernseh- und Kinoproduktionen, Radiosendungen, Theatertexten und schließlich auch von Literatur greifen zu dieser Form der Darstellung, da sie eine gewisse Realitätsnähe erlaubt und vielleicht eben deswegen für bestimmte Rezipienten attraktiver als überwiegende Mehrheit der fiktionalen Ausdrucksformen sein mag.

* Dr. Elżbieta Tomasi-Kapral, Universität Łódź, Institut für Germanische Philologie, Pomorska 171/173, 90-236 Łódź. E-Mail: elzbieta.kapral@uni.lodz.pl

Im Fokus dieses Beitrags befindet sich dokumentarisches Erzählen in der literarischen Prosa, welches am Beispiel von ausgewählten Texten der ostdeutschen Dokumentarliteratur und der deutschen Dokumentarliteratur der Nachwendezeit einer Analyse unterzogen wird. Bei den DDR-Texten handelt es sich um zwei Publikationen: *Die Pantherfrau. Fünf unfrisierte Erzählungen aus dem Kassetten-Recorder* (1974) von Sarah Kirsch und *Guten Morgen, du Schöne* (1977) von Maxie Wander. Im zweiten Teil des Beitrags werden drei Texte der deutschen Dokumentarliteratur nach 1989 behandelt: *Staat im Staate* (1990) von Christina Wilkening, *Stasi-Kinder* (2013) von Ruth Hoffmann und *Die Stasi war mein Eckermann oder mein Leben mit der Wanze* (1990) von Erich Loest. Sowohl die DDR-Texte als auch die Texte, die nach der politischen Wende des Jahres 1989 entstanden, betreffen jeweils denselben thematischen Schwerpunkt: im ersten Fall ist das die Situation der Frauen in der DDR und im zweiten – die Stasi. Ausschlaggebend bei der Zusammenstellung des Textkorpus war jedoch vielmehr die Tatsache, dass sie das Faktuale und das Fiktive auf unterschiedlichste Art und Weise zusammenfügen. Die im Weiteren vorgenommene Analyse der gewählten Texte konzentriert sich auf die Frage danach, wie die Autor_innen mit dem Dokumentarischen umgehen und durch welche Faktoren die Unterschiede in ihrer Herangehensweise an den dem literarischen Werk zugrunde liegenden, dokumentarischen Stoff bedingt sind.

Im ersten Schritt soll jedoch kurz auf den Begriff der Dokumentarliteratur eingegangen werden. Dem Bereich der Dokumentarliteratur werden Biographien, Autobiographien, Texte, die auf der Darstellung des Erlebten basieren (wie z. B. Erlebnisberichte, Reiseberichte, Tagebücher, Reportagen), aber auch Briefe, Porträts und Interviewliteratur (vgl. Schröder 1992, S. 13) zugeordnet. In den letzten Jahren sind im deutschsprachigen Raum einige wissenschaftliche Publikationen erschienen (vgl. z. B.: Bidmon, Lubkohl 2022; Gansel, Braun 2020; Balke, Fahle, Urban 2020; Niehaus 2017; Fludernik 2015 u.a.), die sich mit der Beschaffenheit der Dokumentarliteratur auseinandersetzen und davon zeugen, dass dieses Thema in den Interessensbereich der Literaturwissenschaft, aber auch Geschichte und Soziologie rückt.

Im *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft* wird Dokumentarliteratur als „eine mit bereits vorgefundenen, authentischen Materialien operierende Literatur“ (Fähnders 2007, S. 383) definiert. Des Weiteren wird jedoch darauf hingewiesen, dass dieser Authentizität doch Grenzen gesetzt werden, da

auch Dokumentarliteratur immer vom arrangierenden Eingriff des Autors geprägt und insofern nie das [ist], was sie letzten Endes vom Anspruch her sein möchte: unmittelbare, unverfälschte, unbearbeitete und somit authentische und ‚wahre‘ Wiedergabe von Realität. (Fähnders 2007, S. 384)

Es handelt sich also um Texte, die zwar nah am faktischen Geschehen bleiben, aber dieses auch gleichzeitig fiktionalisieren und deswegen weder dem Bereich

der Realität noch dem der Fiktion gänzlich und eindeutig zugeordnet werden können. Sie bewegen sich eher in einem Zwischenraum, den man als Bereich des Dokufiktionalen (Bidmon, Lubkohl 2022, S. 5ff) bezeichnen könnte.

2. Dokumentarliteratur der ostdeutschen Autor_innen

Dokumentarisches Erzählen hat innerhalb der deutschen Literatur verschiedene Einsatzmöglichkeiten gefunden. Ein Beispiel dafür liefert das Genre, welches seit den 1970er Jahren als eine relativ neue Form literarischen Ausdrucks in der DDR einen hohen Stellenwert genoss und als Interviewliteratur bzw. Protokoll-Literatur¹ bezeichnet wurde.

Hans Joachim Schröder, dank welchem sich das Forschungsfeld der Interviewliteratur der DDR etabliert hat, definiert das Genre der Interviewliteratur wie folgt:

Mit dem zusammenfassenden Begriff Interviewliteratur werden [...] an erster Stelle aus Interviews hervorgegangene Texte bezeichnet, die in gedruckter Form der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden sind und die meistens aus einer *Sammlung* von mehreren separaten, in sich geschlossenen Interviews bestehen. (Schröder 1992, S. 28)

Die meisten in der DDR verfassten Texte der Interviewliteratur entstanden, ähnlich wie die journalistischen Interviews, in der Tat auf der Basis der Gespräche, die oft auf dem Tonband festgehalten, anschließend verschriftet und als Prosatext veröffentlicht wurden.² Der Einsatz bei den Interviews des kompakten Tonbandgeräts mit Aufnahmefunktion, der seit den 1970er Jahren immer populärer wurde, war

¹ In der literaturwissenschaftlichen Forschung werden diese beiden Begriffe beinahe synonymisch verwendet, was durch ein ähnliches Verfahren bedingt ist, welches bei ihrer Entstehung eingesetzt wird und welches in der Regel auf zwei Schritten beruht: in der ersten Phase wird ein Interview mit dem/der vom Autor/von der Autorin gewählten Gesprächspartner/Gesprächspartnerin durchgeführt und in der Regel auf Tonband festgehalten. In der zweiten Phase erfolgt das Aufschreiben (das Protokollieren) der Interviews. Das infolge dieser Transkription entstandene Protokoll des Interviews bildet die Vorlage für den literarischen Text. Auf diese Wesensverwandtschaft der beiden Textsorten weisen u.a. Hübner (1973) und Schröder (1992) hin. Im vorliegenden Beitrag wird in Bezug auf die analysierten Texte die Genrebezeichnung Interviewliteratur verwendet, um eine mögliche begriffliche Verwirrung zu vermeiden.

² Die Interviewliteratur entstand in der DDR in den 1970er und 1980er Jahren. Diesem Genre wandten sich sowohl DDR-Schriftsteller_innen als auch DDR-Journalist_innen zu, die in ihm eine neue, vielversprechende Ausdrucksform sahen. Für die DDR-Schriftsteller_innen war gerade die Tatsache, dass es sich dabei um eine nichtfiktionale literarische Form handelte, ausschlaggebend. Sie konzentrierten sich auf die Darstellung der individuellen Erfahrungen und Ansichten von real existierenden Menschen, griffen zu Alltagsthemen und beschrieben die den DDR-Leser_innen gut bekannten Alltagssorgen. Mehr Informationen zu Autor_innen und Themen der DDR-Interviewliteratur liefert der Beitrag von Eva Kaufmann (2009).

beinahe revolutionär nicht nur für die journalistische Arbeit, sondern auch für die der Soziolog_innen und Autor_innen der Interviewliteratur. Im Unterschied zum handschriftlichen Protokollieren, erlaubte diese technische Errungenschaft die Aufzeichnung der Aussage mit allen sie begleitenden Nuancen, wie etwa Denkpausen oder Eigenart der Stimme (Sprechtempo, Zittern, Nervosität etc.). Die in der DDR verfassten interviewliterarischen Texte haben jedoch meistens die Form eines Monologs – die Fragen, die die Autor_innen den von ihnen gewählten Gesprächspartner_innen während des Interviews stellten, wurden von ihnen im Prozess der Verschriftung nicht mehr berücksichtigt, genauso wie die sich aus dem Gespräch ergebenden Bemerkungen oder wertenden Kommentare des Interviewers und Textautors zugleich. Solch eine Konstruktion des Textes, der sich in Folge dieses Verfahrens aus den scheinbar durch nichts gesteuerten Aussagen einer Person zusammensetzt, erweckt den Anschein einer unbegrenzten Spontaneität und ungeschminkten Realitätsnähe. Der Realitätsbezug manifestiert sich in den Texten der Interviewliteratur auf vielen Ebenen: bedeutsam sind dabei nicht nur die oben erwähnten formellen Aspekte, sondern bereits die von den Autor_innen vorgenommene Wahl des Gesprächsthemas, welches von einer hohen gesellschaftlichen Relevanz sein sollte. In den interviewliterarischen Texten wurden nämlich oft jene Themen ans Tageslicht gebracht, die in fiktionalen literarischen Texten, wie auch in den Presse- und Medienberichten marginalisiert oder gar verschwiegen wurden.³

Das bereits in den Titeln mancher interviewliterarischen Texte eingesetzte Wort ‚Protokoll‘ suggeriert, dass es sich um eine präzise, zuverlässige Wiedergabe von wichtigen Inhalten im sachlichen, schlichten und objektiven Stil handeln wird. In der literaturwissenschaftlichen Forschung wird jedoch gerade der Aspekt der Objektivität kritisch hinterfragt, was aus der Publikation von Reinhard Andress (2000) hervorgeht. Er weist auf einen wesentlichen Unterschied zwischen der Dokumentarliteratur und den interviewliterarischen bzw. Protokolltexten hin, indem er feststellt:

Mit dem Anspruch auf Authentizität sind Protokolltexte zwar allgemein der Dokumentarliteratur zuzuordnen, erweitern sie jedoch, indem nicht Faktenmaterial im Vordergrund steht, sondern hauptsächlich aus dem subjektiven Blickwinkel eines Individuums erzählt wird. (Andress 2000, S. 49)

In der Tat enthalten die in der DDR entstandenen, auf Interviews und Protokollen basierten Texte viel Subjektives, was ihnen eine zusätzliche Dimension verleiht,

³ Es handelt sich dabei um Themen, die wegen der in der DDR herrschenden Zensur in der (literarischen) Öffentlichkeit nicht behandelt werden durften, wie etwa Kritik der SED-Politik und des „real existierenden“ Sozialismus. Darüber hinaus gehörten zu den in der DDR-Öffentlichkeit tabuisierten Themen solche, wie z. B. Identitätskrisen, Depression, Alkoholismus, Homosexualität, Selbstmord und viele andere gesellschaftsrelevante Themen, die in das SED-Propagandabild nicht passten und in denen die DDR-Kulturpolitik eine ernste Bedrohung für die Stabilität der politischen Ordnung sah.

die den Rahmen des rein Faktualen und Dokumentarischen sprengt. Andress zufolge geht es im Fall von solchen Texten in erster Linie nicht darum, bestimmte historische Begebenheit oder konkrete Sachverhalte möglichst objektiv darzustellen, sondern eher darum, dabei die subjektive Perspektive des erzählenden bzw. berichtenden Individuums, seine Wahrnehmungen und Gefühle hervorzuheben. Im Zentrum steht demnach nicht das Faktische, sondern das subjektive Empfinden, das oft durch starke Emotionen geprägt wird, was sich wiederum in Form von diversen sprachlichen Phänomenen des Textes manifestiert.

Was darüber hinaus die Eigenart der DDR-Interviewliteratur ausmacht, ist die Tatsache, dass im Vordergrund weder der Autor bzw. der Erzähler steht, der einer auktorialen Instanz ähnlich, den Leser in die dargestellte Welt einführt und sie ihm erklärt, noch ein fiktiver Protagonist, der in seiner Beschaffenheit die Richtlinien der SED-Kulturpolitik widerspiegelt, sondern ‚reale Menschen‘, meist durchschnittliche Bürger, Vertreter unterschiedlichster Berufsgruppen und gesellschaftlicher Schichten, die durch ihre Aussagen dem Leser einen Einblick in ihr privates und berufliches Leben gewähren, von ihren Nöten erzählen und ihre Meinung zu aktuellen gesellschaftlichen Problemen (selten auch politischen Fragen) äußern.

Der Autor zieht sich zwar in den Hintergrund, was jedoch nicht bedeutet, dass er gar keinen Spielraum für sich behält. Sehr passend scheint in diesem Kontext der Vergleich mit dem Übersetzer zu sein – ähnlich wie dieser, bemüht sich der Autor darum, den Inhalt des Interviews in dem auf seiner Grundlage konzipierten literarischen Text möglichst genau wiederzugeben. Er nimmt aber, indem er den Inhalt des zuvor durchgeführten Gesprächs aus der mündlichen in die schriftliche Form übersetzt, bestimmte Veränderungen vor. Es handelt sich dabei vorwiegend um die Veränderungen auf der formellen und stilistischen Textebene, die es zum Ziel haben, das in einem Gespräch zum Ausdruck Gebrachte der neuen, schriftlichen Form anzupassen, aber auch bestimmte Inhalte des Gesprächs hervorzuheben oder sie zu modifizieren, damit sie für die Rezipient_innen nachvollziehbarer werden (vgl. Reinmann 2008, S. 101). Es ist durchaus möglich, dass all diese bereits erwähnten Aspekte der Interviewliteratur zur großen Beliebtheit dieses literarischen Genres in der DDR – dem Land ohne Medienfreiheit, beigetragen haben. Sie lieferten den ostdeutschen Leser_innen eine Art Ersatzöffentlichkeit, wo denjenigen die Stimme verliehen wurde, die im öffentlichen Diskurs versehen oder absichtlich außer Acht gelassen wurden.

Zu den bekanntesten Texten der Interviewliteratur aus der DDR gehört der Band der Lyrikerin Sarah Kirsch mit dem Titel *Die Pantherfrau. Fünf unfrisierete Erzählungen aus dem Kassetten-Recorder* aus dem Jahre 1974 (1978 in Westdeutschland mit dem Titel *Pantherfrau – Fünf Frauen in der DDR* erschienen). Der Band beinhaltet fünf Texte, welchen Gespräche mit fünf Frauen zugrunde liegen. Zu Wort kommen hier eine Dampfteuse, eine Kaderleiterin beim Berliner Ensemble, eine Bezirksratabgeordnete, eine leitende Ökonomin in einem Kombinat und eine ungelernete Arbeiterin. Die Auswahl der Gesprächspartnerinnen zeugt zwar

von einem Bemühen der Autorin, möglichst unterschiedliche Frauenporträts zu präsentieren, kann jedoch nicht als repräsentativ für die DDR-Gesellschaft gelten, was die Autorin selber zugibt (vgl. Kirsch 1978, S. 30). Der Band liefert zahlreiche Beispiele dafür, wie sich das dokumentarische Erzählen mit den literarischen Elementen abwechselt. Bereits die Form, in welcher der Verlauf der Gespräche, die – wie im Titel angegeben auf einem Kassetten-Recorder aufgenommen wurden, schriftlich präsentiert wird, zeugt deutlich von Präsenz einer heterodiegetischen Instanz, die in den Text eingreift, ihn doch ‚frisiert‘ und poetisiert. Die Autorin verzichtet bei der Verschriftung konsequent auf die Form des Interviews, auf das Wechselspiel von Fragen und Antworten und wählt die Form eines ununterbrochenen Monologs, in welchem die zur Sprache gebrachten Probleme und Reflexionen fließend ineinander übergehen. Der Redefluss ist nicht mal durch Absätze geordnet. Des Weiteren verzichtet Kirsch auf knappe, objektive und sachliche Kapitelüberschriften, wie sie in den meisten Texten der Interviewliteratur zu sehen sind. Statt Kapitelüberschriften, die lediglich auf eine informative Funktion reduziert wären und dem Leser Auskunft über die das Wort ergreifende Person geben würden (wie z. B.: Anna Schmidt, 45 J., Hausfrau), führt sie beinahe poetische und metaphorische Überschriften ein (wie etwa: „Pantherfrau“, „Eine Badewanne voll Schlag-sahne“ etc.). Ein weiteres Element der Poetisierung des Textes bilden die kommentarartigen Ergänzungen der Autorin zu jedem Kapitel. Sie werden vom restlichen Text auch graphisch durch kursive Schrift abgetrennt und fungieren als eine Art Kommentar aus dem *off*, in welchem die im Text bereits verwendeten Sätze wiederholt werden, und mit dessen Hilfe das Wichtigste an der präsentierten Aussage hervorgehoben werden soll. In manchen Fällen wird auf solche Art und Weise eine positive und verständnisvolle Einstellung der interviewten Person zur ostdeutschen Politik betont, wie z. B.: „Wichtig ist unsere Entwicklung zu Sozialisten“ (Kirsch 1974, S. 79). Derartige Hervorhebung politischer oder anderer Inhalte fesselt die Aufmerksamkeit der Leser_innen und eröffnet neue Interpretationsmöglichkeiten.

Trotz dieser Elemente, die für das fiktionale Erzählen typisch sind, ist die Wirklichkeitsnähe des Textes und seine gesellschaftliche Relevanz unbestritten. Indem sich die fünf Protagonistinnen selbst erzählen, gehen sie auf die für die meisten Leserinnen, DDR-Bürgerinnen gut bekannten Probleme ein. Zwar wird mit der ersten Protagonistin, welche sich beruflich mit Dressur wilder Tiere beschäftigt, das exotische, die Alltagsroutine durchbrechende Element in den Band eingeführt, aber die drei weiteren Biographien (es geht um drei selbstbewusste, berufstätige Frauen in leitenden Positionen, die sich aktiv am Aufbau des Sozialismus beteiligen) entsprechen schon weitgehend dem von der SED-Regierung propagierten Bild ‚der Heldinnen der Arbeit‘. Ein Pendant zu ihnen bildet das letzte Porträt einer ungelernten Arbeiterin, deren Selbstdarstellung nicht so stark auf die Beschreibung der Karriere mit Berücksichtigung der Herausforderungen des Sozialismus fokussiert ist, sondern eher auf Herausforderungen des Alltags, die sie zu bewältigen hat (wie Familienleben, Geldnot, Probleme in der Ehe etc.)

Die dargestellten ‚wahren‘ Lebensgeschichten liefern den Leser_innen eine Vergleichsbasis: sie können sich mit ihnen kritisch auseinandersetzen, in ihnen Bestätigung oder Verneinung eigener Weltansicht finden.

Die Publikation von Kirsch, die eigentlich kein Ergebnis des dichterischen Einfalls sondern eine der Autorin vom Aufbau-Verlag in Auftrag gegebene Arbeit war, wurde bereits innerhalb von wenigen Tagen nach der Erstveröffentlichung vergriffen.

Ähnlich verhält es sich mit dem Band von Maxie Wander *Guten Morgen, du Schöne* aus dem Jahre 1977, der gleich nach der Veröffentlichung zu einem Kultbuch in der DDR wurde. Mit dieser Publikation, die sich um eine authentische Darstellung des Frauenalltags in der DDR bemüht, erreichte die Autorin, die selber ‚zu Gast‘ in der DDR war, ein großes Publikum auf den beiden Seiten der Mauer. Maxie Wander kam in die DDR aus Wien im Jahre 1958 und blieb dort bis zu ihrem Tod im Jahr 1977 (vgl. Haux 2022). Ihr Alltag in der DDR sah anders aus als im Fall der meisten DDR-Bürger_innen. Da sie eine unbeschränkte Reisefreiheit genoss, gewann sie eine andere Perspektive auf den real existierenden Sozialismus. Ihr Vorhaben, neunzehn Frauen eine Stimme zu geben, mag aus der Absicht der Autorin resultieren, ein Zeichen gegen die in der DDR fehlende Meinungsfreiheit und Enge des Lebens zu setzen. Die Protagonistinnen der einzelnen Kapitel sind im unterschiedlichem Alter und repräsentieren diverse Berufsgruppen und Milieus. Die Gespräche drehen sich thematisch nicht um Arbeit und Politik, wie dies bei Kirsch der Fall war, sondern deutlich um das Private herum. Die Frauen thematisieren zwar ihr Berufsleben und geben Ausdruck ihrer politischen Anschauungen (wobei eine offene Kritik des DDR-Sozialismus auch diesmal verständlicherweise ausbleibt), aber eher nebenbei. Hervorgehoben werden solche Aspekte, wie Kinder und Ehe, Freundschaft und Vertrauen, (erfüllte und unerfüllte) Träume und das Bestreben nach Glück, bis hin zur Sexualität und Geschlechterrollen. Im Band erklingen also viele neue Töne, denn was die Leser_innen hier vorfinden, ist keine Anpreisung des Lebens in der DDR und keine Präsentation von Erfolgsgeschichten der berufstätigen Frauen, die ihnen aus den Medienberichten bereits bekannt waren. Im Zentrum stehen vielmehr Lebensgeschichten einfacher Frauen, die voll Zweifel und Nöten sind und mit welchen eher Schattenseiten des Lebens im real existierenden Sozialismus veranschaulicht werden.

Bei der Wahl ihrer Gesprächspartnerinnen konzentrierte sich Wander auf jene Frauen, deren Leben durch Krisen gekennzeichnet war. Solch eine Vorgehensweise mag durch Begebenheiten aus dem Privatleben der Autorin erklärt werden: der Ehemann von Maxie Wander – ein Holocaust-Überlebender, ehemaliger KL-Häftling, versuchte nach dem Krieg seine traumatischen Erlebnisse aufzuarbeiten, was bestimmt nicht ohne Einfluss auf das Leben der ganzen Familie blieb. Dazu kommt der tragische Tod der Tochter, die in eine ungesicherte Baugrube stürzte und an den Verletzungen starb, was zu Selbstvorwürfen und einer tiefen Depression bei der Schriftstellerin führte. Die bei Wander kurz darauf diagnostizierte

Krebskrankheit bildete eine weitere folgenschwere Krise in ihrem Leben (vgl. Haux 2022).

Jedoch auch Wander, ähnlich wie Kirsch, verlässt den Bereich des Faktualen und lässt in ihr Buch fiktionale Elemente einfließen. Ihre literarische Strategie wurde von der Freundin der Schriftstellerin – Annerose Richter, im Interview mit Hand Joachim Schröder folgenderweise beschrieben:

Maxie hat ja drei Methoden in ihrem Buch verwendet. Sie hat das reine Protokoll hergestellt, das allein von derjenigen Person kommt, mit der sie gesprochen hat. Da hat sie nur Namen und 'n paar Daten verändert [...]. Dann hat sie [...] aus zwei etwa ähnlichen Personen eine gemacht, weil ihr das einzelne Leben zu langweilig erschien. Hat sie also wirklich zwei Leute gebündelt und das zusammengestrickt. Und das genügte ihr aber auch nicht. Sie war doch zu sehr auch schöpferischer Mensch, da hat sie einige Personen selber erfunden. (Schröder 1992, S. 225)

Wie aus dem oben zitierten Interview ersichtlich wird, sind die Eingriffe der Autorin in das dokumentarische Material deutlicher und weitgehender als bei Kirsch. Die beiden Ebenen gehen nahtlos ineinander über – die von Wander vorgenommenen Änderungen und Ergänzungen werden nicht mal graphisch markiert, wie dies bei Kirsch der Fall war. Die Leser_innen wissen demnach nicht, wann sie den Bereich des Dokumentarischen verlassen und mit literarischer Fiktion konfrontiert werden. Hinter solcher Vorgehensweise ist eine deutliche Absicht der Autorin erkennbar, den dokumentarischen Stoff noch attraktiver zu machen. Das Erfundene und das Dokumentierte ergänzen sich und bilden ein collageartiges Konstrukt, das jedoch durch die Wirklichkeit inspiriert ist und in ihr verankert bleibt.

Der Interview-Band von Maxie Wander wurde mit einem Vorwort von Christa Wolf versehen, in welchem noch ein weiterer Aspekt dieser Prosa hervorgehoben wurde:

Dies ist ein Buch, dem jeder sich selbsthinzufigt. Beim Lesen schon beginnt die Selbstbefragung. In den Nächten danach entwerfen viele Leserinnen, da bin ich sicher (nicht so sicher bin ich bei Lesern), insgeheim ihr Selbstprotokoll – inständige Monologe, die niemand je aufzeichnen wird. Ermutigt durch die Unerschrockenheit der andern, mögen viele Frauen wünschen, es wäre jemand bei ihnen, der zuhören wollte: wie M. Wander ihren Gesprächspartnerinnen. (Wolf 1977, S. 12)

Diese Feststellung von Christa Wolf könnte man auf beide zuvor beschriebene Texte beziehen, da sowohl Kirsch als auch Wander es geschafft haben, mir ihren für die damalige Zeit neuartigen Publikationen einerseits den ostdeutschen Leser_innen eine Identifikationsgrundlage zu geben, die jedoch anders als im Fall der sog. schönen Literatur im wahren Leben verankert war und andererseits ihr Lesepublikum in der Meinung zu bestätigen, dass es mit seinen Sorgen, Zweifeln und Problemen, die bisher in der breiten Öffentlichkeit nicht thematisiert waren, nicht alleine war. Dies wurde durch eine gekonnte und ausgewogene Verbindung des Realen mit dem Fiktionalen erreicht.

Kirsch und Wander befassten sich, worauf bereits hingewiesen wurde, mit der Frauenthematik. Ihre Texte präsentierten Frauenperspektive, richteten sich an Frauen und wurden vorwiegend von Frauen rezipiert. Ergänzend soll jedoch auf die ostdeutsche Interviewliteratur hingewiesen werden, die sich mit Männerproblematik befasste. In diesem Kontext kann beispielsweise Christine Müller und ihr Band *Männerprotokolle* erwähnt werden, der 1985 in Ostdeutschland und ein Jahr später in Westdeutschland unter dem viel kommerzielleren Titel *James Dean lernt kochen. Männer in der DDR* erschien. Es wurden hier sechzehn Selbstporträts von Männern im unterschiedlichen Alter, von unterschiedlicher sozialer Herkunft und Lebenserfahrung dem Lesepublikum präsentiert. Im Jahre 2015 wurde nach seiner Vorlage ein Kurzfilm unter dem gleichen Titel von Michael Blume gedreht. Für großes Ansehen sorgte im Wendejahr 1989 die Publikation von Jürgen Lemke mit dem Titel *Ganz normal anders. Auskünfte schwuler Männer*. Das Buch wurde mit großem Interesse aufgenommen, da mit ihm Themen zur Sprache gebracht wurden, die in der DDR tabuisiert waren. Lemke präsentiert in seinem Band vierzehn Geschichten, in denen die Homosexuellen zu Wort kommen und über ihr Leben im Krieg (was oft mit KL-Erfahrung verbunden war) und im real existierenden Sozialismus ein Zeugnis ablegen. Aus den von Lemke durchgeführten Interviews ergibt sich ein Überblick über die Diskriminierungsgeschichte der Homosexuellen im Krieg und danach, wobei es sich nicht nur um die Situation im Osten, sondern auch im Westen handelt, was der Publikation eine interessante, vergleichende Dimension verleiht (vgl. Schröder 2001, S. 81).

Abschließend soll noch hervorgehoben werden, dass der literarische und ästhetische Wert der DDR-Interviewliteratur zwar nach wie vor eher geringer geschätzt wird, doch das, was geschätzt wird, ist die Tatsache, dass sie die Verhaltensweisen, Mentalitäten, Denkmuster, Rollenverständnisse, Meinungsvielfalt innerhalb einer Gesellschaft dokumentiert.

3. Deutsche Dokumentarliteratur nach 1989

Die politische Wende des Jahres 1989, die in die Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten mündete, brachte auch im kulturellen Bereich bedeutende Entwicklungen mit sich.

Seit dem Jahr 1989 hat sich innerhalb der deutschen Literatur ein neues Genre etabliert, für dessen Bezeichnung sich inzwischen der Begriff Wendeliteratur eingebürgert hat. Dieser Kategorie werden jene Texte zugeschrieben, die thematisch um die Jahre 1989–1990 und die Frage der deutschen Einheit kreisen. Es ist beachtenswert, dass es vor allem die DDR-Autor_innen waren, die in den 1990er Jahren wesentlich zur Herausbildung der Wendeliteratur beigetragen

haben.⁴ Dem mag die Tatsache zugrunde liegen, dass die politischen und gesellschaftlichen Veränderungen nach dem Fall der Berliner Mauer von den ehemaligen DDR-Bürger_innen stärker gespürt wurden, da sie in vielen Fällen mit Orientierungsverlust, der Unfähigkeit, in der neuen Wirklichkeit zurechtzukommen, der Revidierung der bisher vertretenen Weltanschauung und nicht selten auch mit Identitätskrisen verbunden waren. Die in den Jahren 1990er entstandenen Werke, welche die ersten literarischen Reaktionen auf die politische Wende in Deutschland darstellten, hatten oft einen überwiegend autobiographischen Charakter und nicht selten dokumentarischen Wert. Im Folgenden soll nun auf einige Texte, die dem Genre der Dokumentarliteratur gehören, aufmerksam gemacht werden, die sich mit dem Themenbereich ‚Stasi‘ auseinandersetzen. Die gewählten Beispiele sollen vor allem die Unterschiede im Umgang der Autor_innen mit dem dokumentarischen Stoff illustrieren.

Im Jahre 1990 hat die Journalistin Christina Wilkening einen Interview-Band mit dem Titel *Staat im Staate* (1990) veröffentlicht, in welchem ihre Gespräche mit ehemaligen Stasi-Mitarbeiter_innen präsentiert wurden. Der Wahl des Themas und der Gesprächspartner_innen lag die Absicht zugrunde, herauszufinden,

[...] wer diese Stasi-Leute waren, die im Volke so gefürchtet und so verhasst waren. Was sie dachten und wie sie sich heute fühlen. Allen im Land hat man die Möglichkeit gegeben zu reden, sich zu rechtfertigen – ihnen nicht. Ich möchte es mit diesem Buch nachholen. (Wilkening 1990, S. 8)

In den Gesprächen werden mehrere Aspekte des DDR-Alltags erwähnt, aber im Vordergrund stehen Ansichten und Überlegungen der interviewten Personen zu ihrer Rolle als Teil des Unterdrückungsapparats. Was bei der Lektüre auffällt, ist das beinahe in allen Fällen mangelnde Schuldbewusstsein. Stattdessen findet man reichlich Rechtfertigungsversuche, die durch Selbstmitleid geprägt sind. Die interviewten Mitläufer stellen sich eher in die Reihe der Opfer des Systems und delegieren die Schuld nach oben. Sie selber wollen sich nur darum bemüht haben, die ihnen zugewiesenen Pflichten ehrlich und gewissenhaft zu erfüllen und ihre Arbeit vorbildlich auszuüben. Unter den zwölf interviewten Personen gibt es nur eine Frau. Darüber hinaus gibt es darunter weder Befehlshaber, noch IMs, was zur Folge hat, dass das in der Publikation präsentierte Stasi-Bild ziemlich eindimensional und keineswegs als repräsentativ betrachtet werden kann (vgl. Andress 1994, S. 52). Im Vorwort zu ihrer Publikation beteuert die Autorin, dass sie die wahre Identität ihrer Gesprächspartner_innen aus Sorge um ihre Sicherheit für sich behalten wird. Demnach sind die Personalangaben,

⁴ Diese Feststellung bezieht sich auf die ersten literarischen Reaktionen auf die politische Wende des Jahres 1989 in Deutschland, die in den 1990er Jahren publiziert wurden und aus der heutigen Perspektive in der literaturwissenschaftlichen Forschung unter den Begriff ‚Wendeliteratur‘ subsumiert werden, im Unterschied zu den später entstandenen Texten, die dem Bereich der Nachwendeliteratur zugeordnet werden. (vgl. Soldat 1997, S. 134)

die jedem Protokoll vorangestellt wurden (wie etwa: „Jürgen, 37 Jahre, Hauptverwaltung Aufklärung“ (Wilkening 1990, S. 4), zum Teil fiktiv. Ähnlich wie Kirsch, entscheidet sich auch Wilkening dafür, die einzelnen Kapitel des Bandes mit Titeln zu versehen. Zu diesem Zweck wählt sie aus jedem Kapitel besonders aussagekräftige Sätze, mit denen einerseits die Einstellung der interviewten Person zu ihrer Rolle in der SED-Diktatur bzw. zu der Wende veranschaulicht wird und andererseits die Aufmerksamkeit der Leser_innen gefesselt bzw. auf bestimmte Ansichten gelenkt wird – ein Verfahren, welches aus der journalistischen Praxis der Autorin resultieren mag (wie z. B.: Überschrift zu Kap. 3 „Ich war ein Teil, der zu funktionieren hatte“ (Wilkening 1990, S. 22) oder Überschrift zu Kap. 4 „Ich wünsche mir, dass alles friedlich bleibt“ (ebda., S. 37)). Sonst überwiegt im Text deutlich das Dokumentarische – die Autorin verzichtet zwar, ähnlich wie Kirsch, auf die fürs Interview typische Form des Dialogs und stellt die Gespräche als Monologe dar, ingeriert jedoch nicht in den Aufbau der einzelnen Kapitel. Die mehrere Seiten umfassenden Aussagen sind zwar in Absätze geteilt, man hat jedoch bei der Lektüre den Eindruck, dass sie lediglich Denkpausen signalisieren sollen. Die einzelnen Absätze werden nämlich nicht thematisch sortiert, wodurch nicht verhindert wurde, dass das gleiche Thema oftmals angesprochen wird, was einerseits einen chaotischen Eindruck entstehen lässt, andererseits von einer großen Realitätsnähe des Textes zeugt. Die journalistische Erfahrung der Autorin zeigt sich deutlich in der formellen und stilistischen Beschaffenheit ihres Protokoll-Bandes. Anders als Kirsch und Wander bemüht sie sich nicht darum, das Faktische um eine fiktionale Dimension zu erweitern bzw. zu ergänzen. Ganz im Gegenteil, sie versucht möglichst nah am Dokumentarischen zu bleiben und dadurch ihr Buch von der sog. schönen Literatur abzugrenzen.

Die Stasi als Motiv kommt auch in viel später entstandenen Texten der Dokumentarliteratur vor, in welchen die jüngere Generation, die die DDR lediglich als Kind erlebt hat, zu Wort kommt. Dies kann am Beispiel der Publikation *Stasi-Kinder* (2013) von Ruth Hoffmann veranschaulicht werden, welche eine Sammlung von kurzen, biographischen Geschichten darbietet, die von den im Moment der Veröffentlichung schon erwachsenen Kindern hauptamtlicher oder inoffizieller Stasi-Mitarbeiter erzählt wurden. Hoffmanns Gesprächspartner_innen wohnten als Kinder in den Hochhäusern an der Frankfurter Allee in Berlin, die im Auftrag des Ministeriums für Staatssicherheit für ihre Mitarbeiter, in der unmittelbaren Nähe der Zentrale errichtet wurden. Ihren Wunsch, eben dieser gesellschaftlichen Gruppe die Möglichkeit zu geben, über ihre Erfahrungen mit der Stasi zu berichten, rechtfertigt die Hamburger Journalistin wie folgt:

[...] während ehemalige MfSler auf Tagungen, Diskussionsveranstaltungen oder in Dokumentarfilmen längst selbstbewusst ihre Sicht der Vergangenheit schildern, schweigen ihre Töchter und Söhne. Entsprechend wenig Material gibt es über sie. Keine Bücher, keine soziologischen oder psychologischen Untersuchungen, nicht einmal ein Forum im Internet. (Hoffmann 2013, S. 8)

Mit ihrer Publikation hofft die Autorin, diese Lücke zu füllen und die These zu bekräftigen, dass zu den Stasi-Opfern nicht nur jene gehörten, auf die die Stasi es direkt abgesehen hatte. Aus den zwanzig durchgeführten Interviews fanden, so die Autorin, nur dreizehn Eingang in das Buch (vgl. Hoffmann 2013, S. 8). Aus dem gesammelten Material konzipiert Hoffmann die in der dritten Person (und nicht in der ersten, wie in den meisten in diesem Beitrag besprochenen Texten der Dokumentarprosa) erzählten Geschichten, deren Protagonist_innen, bis auf wenige Ausnahmen, unter ihren richtigen Namen auftreten (vgl. Hoffmann 2013, S. 9). Nicht nur auf der narrativen Ebene entfernt sich Hoffmann deutlich von dem bisher besprochenen Modell der Interviewliteratur. Dies wird auch in der Struktur des Bandes sichtbar. Auch dieses Buch besteht zwar aus Kapiteln, jedoch das, was ihren Inhalt ausmacht, sind nicht komplette Porträts der einzelnen interviewten Personen, sondern Collagen aus allen dreizehn Geschichten, die nach Motiven zusammengestellt werden. So werden z. B. im Kapitel „Gehorchen“ (Hoffmann 2013, S. 11–31) jene Abschnitte aus den erzählten Lebensgeschichten subsumiert, die diesem Aspekt der Kindheit der Stasi-Kinder entsprechen. Diese Collage-Technik hat zur Folge, dass die Leser_innen gleich im ersten Kapitel Einblicke in die Lebensgeschichten von mehreren Protagonist_innen bekommen, welche sie dann in den weiteren Kapiteln näher kennenlernen. Darüber hinaus wird durch solch eine Buchstruktur veranschaulicht, dass das, was sich hinter verschlossener Tür in einzelnen Stasi-Familien abgespielt hat (wie etwa die physische und psychische Gewalt, Betrug, Erpressung, Missbrauch) doch kein Ausnahmefall war – eine individuelle Geschichte wird in den Rang einer Gruppenerfahrung erhoben. Jedem ‚dokumentarischen‘ Kapitel folgt darüber hinaus ein wissenschaftlicher Exkurs, in welchem die im jeweiligen Kapitel angesprochenen Aspekte der DDR-Wirklichkeit erklärt werden. So wird durch diese wissenschaftlichen Exkurse das zuvor Erzählte in einem breiteren gesellschaftlich-historischen Kontext gezeigt und gleichzeitig auch beglaubigt, wodurch der dokumentarische Charakter des ganzen Vorhabens hervorgehoben wird.

Hoffmann konfrontiert die Leser_innen mit unterschiedlichsten Schicksalen – unter ihren Gesprächspartner_innen findet man sowohl solche Personen, die angepasst und stolz auf die Tätigkeit ihrer Eltern waren, als auch solche, die von Anfang an rebellierten und deswegen auch Haft oder Erniedrigung im familiären Milieu erlebten. Es gibt auch solche Protagonist_innen, die erst nach der Wende von der Stasi-Mitarbeit ihrer Eltern erfuhren, was zu einer Krise in den familiären Beziehungen einerseits und zu einer Identitätskrise der jungen Menschen andererseits, führte. Aus diesen Texten geht eindeutig hervor, dass die Auseinandersetzung mit dieser Problematik einen wichtigen Bestandteil des Umgangs der jungen Generation mit der eigenen Vergangenheit bildet. Mit ihrer Publikation hält Hoffmann die Erinnerungen der Kinder-Generation an jenen Teil der ostdeutschen Geschichte, der vorwiegend aus der Perspektive ihrer Eltern erzählt wurde, fest.

Die Stasi war zwar ein häufiges, aber nicht das einzige Thema der interviewliterarischen Texte im Nach-Wende-Deutschland. Die meisten dieser Texte befassen sich mit der breit verstandenen, ostdeutschen Problematik und halten somit die Erinnerungen der Zeitzeugen an das Leben im real existierenden Sozialismus fest. Zu Wort kommen hier z. B. ehemalige DDR-Bürger, die über die Folgen der Wende für ihr Leben sprechen, wie etwa in der von Rainer Zoll herausgegebenen Publikation *Ostdeutsche Biographien: Lebenswelt im Umbruch* (Zoll, Rausch 1999). Auch Erinnerungen ehemaliger Stasi-Häftlinge erweisen sich als eine interessante und durchaus wertvolle Informationsquelle über das Leben in der sozialistischen Diktatur, was Hubertus Knabe mit seinem Buch *Gefangen in Hohenschönhausen* (Knabe 2007) beweist. Das Wort ergreifen auch die DDR-Frauen, die über die Gleichberechtigung von Mann und Frau und ihre Stellung in der ostdeutschen Gesellschaft sprechen (vgl. Behnk, Westerwelle 1995). All diese Publikationen präsentieren ein breites Spektrum an Schicksalen und bilden eine Plattform, wo jene Gesichtspunkte, Überzeugungen und Wahrheiten artikuliert werden können, die im öffentlichen Diskurs nicht berücksichtigt wurden.

Nach der Wende des Jahres 1989 sind in Deutschland auch Publikationen erschienen, in denen sich nicht die Journalist_innen, sondern die DDR-Schriftsteller_innen mit ihrer Vergangenheit und den traumatischen Erfahrungen mit der Staatssicherheit auseinandersetzen. Die Schriftsteller_innen bildeten in der DDR bekanntlich jene gesellschaftliche Gruppe, welche von der Staatssicherheit intensiv anvisiert wurde. Dies war durch die besondere Rolle, welche man im SED-Staat Literatur und Kunst schlechthin zuschrieb, bedingt. So zielte man darauf ab, dass die Schriftsteller mit ihren literarischen Werken das sozialistische System unterstützen, die Gesellschaft von der Richtigkeit der von der Propaganda verbreiteten sozialistischen Ideologie überzeugen und den Bürgern positive Verhaltensmuster zur Identifikation und Nachahmung liefern sollten. Jene Schriftsteller_innen, die ihre Aufgabe anders verstanden haben, galten als gefährliche, das System bedrohende Abweichler_innen, welche eingeschüchtert, mundtot gemacht und, wenn es sein muss, aus dem Land ausgewiesen werden sollten. Davon, wie wichtig es für die DDR-Regierung war, nicht-systemkonforme Literatur und Schriftsteller_innen unter Kontrolle zu halten, zeugt unter anderem die Tatsache, dass im Jahr 1969 innerhalb des Ministeriums für Staatssicherheit samt entsprechenden Referaten die Hauptabteilung (HA) XX/7 eingerichtet wurde, deren Hauptaufgabe darin bestand, mithilfe von 40 hauptamtlichen und 350 inoffiziellen Mitarbeitern die DDR-Schriftsteller_innen zu überwachen. Die Repressionen, welche im Fall eines unbequemen Schriftstellers / einer unbequemen Schriftstellerin eingesetzt werden konnten, waren breit gefächert. Das Spektrum reichte von einer Sicherheitsüberprüfung bis zur Anlage eines Operativen Vorgangs (OV). Oft kam es auch zu strafrechtlichen Verfahren, welche mit Inhaftierung des Schriftstellers endeten (vgl. Walther 1999, S. 289ff).

Es verwundert daher nicht, dass die (eigenen) Erfahrungen mit Stasi und die daraus möglicherweise resultierten Traumata⁵ zu einem häufigen Motiv in den literarischen Texten ostdeutscher Schriftsteller_innen nach der Wende geworden sind. Viele wurden unter anderem durch eine direkte Konfrontation mit den eigenen in der DDR geführten und nach der Wende zugänglich gemachten Stasi-Akten inspiriert. Dies ermöglichte unter anderem das Stasi-Unterlagen-Gesetz, welches am 29. Dezember 1991 in Kraft trat und den betroffenen Personen die Möglichkeit gab, Einsicht in die Stasi-Akten zu bekommen. Zu den ersten Publikationen, die in diesem Kontext erwähnt werden sollten, gehört das Buch *Deckname Lyrik. Eine Dokumentation von Reiner Kunze* (Kunze 1990). In diesem Band wurden jene erhalten gebliebenen Dokumente veröffentlicht, welchen man unter anderem entnehmen kann, wie lange, auf welche Art und Weise und in welchen Situationen der Schriftsteller Rainer Kunze von Stasi ausspioniert wurde und zu welchen Mitteln die Stasi-Mitarbeiter griffen, um die Personen aus der nächsten Umgebung des Schriftstellers als Spitzel anzuwerben. Ebenfalls im Jahre 1990 erscheint das Buch *Der Zorn des Schafes. Aus meinem Tagewerk* (1990) von Erich Loest und ein Jahr später *Die Stasi war mein Eckermann oder mein Leben mit der Wanze* (1991) desselben Autors. Beide Werke beinhalten Auszüge aus den von der Stasi über Loest geführten Akten. Loest konfrontiert den Leser jedoch nicht nur mit seiner in den Stasi-Akten festgehaltenen Geschichte, sondern auch mit einer genauen Analyse der Aufzeichnungen, welche ihn oft zu tiefgreifenden Fragen existenzieller Natur führt.

Während man in dem Buch *Der Zorn des Schafes* lediglich Abschnitte aus den Stasi-Akten des Schriftstellers findet, besteht die zweite oben erwähnte Publikation schon fast ausschließlich aus den Stasi-Unterlagen, die in unterschiedlichste, die Bürokratie des Systems widerspiegelnde Kategorien aufgeteilt wurden: Berichte, Sachstandberichte, Informationsberichte, Beobachtungsberichte, dienstliche Notizen, Tonbandabschriften, Aktennotizen, Auskünfte und Kopien der privaten Korrespondenz des Schriftstellers. Loest stellt die Dokumente so zusammen, dass sich daraus eine chronologisch erzählte Geschichte der Bespitzelung und Repression ergibt, die sich in den Jahren 1975–1981 abspielt. Die von dem Schriftsteller zwar kommentarlos zusammengefügte Dokumente entfalten ihr narratives Potential und erzählen nicht nur die Geschichte eines Konflikts zwischen dem unerwünschten und unbequemen Schriftsteller und dem Staat, sondern vermitteln auch viele Informationen über das private Leben, den Freundeskreis

⁵ Es soll jedoch darauf hingewiesen werden, dass viele DDR-Schriftsteller_innen zu den inoffiziellen Stasi-Mitarbeitern gehörten und in der Zusammenarbeit mit dem sozialistischen Staat eine Chance auf Karriere oder auf Verbesserung eigener Lebenssituation in der DDR sahen. Diversen Aspekten der Situation der Schriftsteller_innen in der DDR wurde die Publikation von Joachim Walther *Sicherheitsbereich Literatur. Schriftsteller und Staatssicherheit in der Deutschen Demokratischen Republik* (1999) gewidmet.

und familiäre Beziehungen des Schriftstellers Erich Loest, der zum Hauptprotagonisten dieser Geschichte wird:

L. fühlt sich in seiner neuen Wohnung sehr wohl. Besucher empfängt er im Wohnzimmer. Die Wohnung ist wie folgt aufgeteilt. Ein Arbeitszimmer für L., 1 Zimmer für seine Frau, 1 Schlafzimmer für L., ein gemeinsames Wohnzimmer. Die Familienverhältnisse sind nach den ersten Eindrücken geordnet. Zu seinen Kindern hat L. ein gutes Verhältnis. Die Tochter wohnt in der Oststraße. Sein Sohn, welcher Mathe studiert hat, ist verheiratet und wohnt auch nicht mehr bei seinen Eltern. (Loest 1991, S. 49)

Die in den Dokumenten festgehaltene Geschichte hat aber viele Protagonisten: neben Loest treten dort auch andere Schriftsteller, mit denen er in diesen Jahren Kontakte pflegte, aber auch überraschend viele Stasi-Mitarbeiter, die in seine Observation involviert waren und die in ihren Berichten auch *nolens volens* eigene Spuren hinterlassen – wie der Oberleutnant Heinig etwa, der Autor der oben zitierten Notiz, dessen Wortwahl, Vorliebe für kurze, einfache Sätze ohne Konnektoren und häufige grammatische Fehler einiges über sein Bildungsniveau verraten.

Das Buch von Loest platziert sich deutlich an der Grenze zwischen der faktualen und fiktionalen Narrative. Es besitzt die für die Dokumentarliteratur typischen Elemente: im ersten Teil (*Der Schatz hinter der Mülltonne* (Loest 1991, S. 7)), welches als eine Art Einführung fungiert, findet der Leser die Wiedergabe der Gespräche, welche der Autor mit den ihm bisher unbekanntenen Personen führte, die behaupteten, seine Stasi-Unterlagen in der Mülltonne gefunden zu haben. Es ist jedoch keine nur auf die Darstellung der Fakten und des Gesprächsverlaufs reduzierte Erzählung. Sie beinhaltet auch kritische, wertende Kommentare des Schriftstellers, wie auch die Beschreibung seiner Bemühungen, auf eigene Hand der Wahrheit auf den Grund zu gehen und festzustellen, ob die ihm vorgelegten Unterlagen original und nicht etwa gefälscht oder präpariert wurden. Die ihm gelieferte Dokumentation wird also auf ihr Wahrheitsgehalt geprüft und letztendlich als glaubwürdig eingestuft. Nun tendiert der Leser, der im zweiten Teil des Textes mit den Auszügen aus den Stasi-Akten des Schriftstellers konfrontiert wird, dazu, diese – ähnlich wie der Autor zuvor – auch kritisch zu betrachten. Zumal es sich nicht um Abbildungen der wahren Dokumente handelt, sondern lediglich um deren Abschriften. Es fehlen also für die Aktenunterlagen typische Elemente, wie z. B.: Stempel, Paginalisierung, handgeschriebene Kommentare bzw. Anweisungen, Unterschriften etc. Der Autor schließt also einen dokumentarischen Pakt mit dem Leser, indem der für die Authentizität der ihm vorgelegten Dokumente bürgt.

Die Publikationen von Loest stehen repräsentativ für eine für die Literatur der unmittelbaren Nachwendezeit charakteristische Tendenz zur privaten Abrechnung mit dem Leben im ‚real existierenden Sozialismus‘. Die Stasi-Akten wurden für viele, ähnlich wie für Loest, nicht nur zu einer wichtigen Informationsquelle, sondern auch zu einer Inspiration aus der das Vorhaben resultiert, das Vergangene nicht mittels Fiktion sondern anhand von Dokumenten zu erzählen. Die in einem

bürokratischen, unpersönlichen Stasi-Deutsch verfassten Notizen lieferten zahlreiche Beweise für die Unmenschlichkeit dieses politischen Systems, veranschaulichten einen ungleichen Kampf des Einzelnen gegen die Staatsmacht und bürgten gleichzeitig für die Authentizität der dargestellten Lebensgeschichte.

4. Schlussbemerkungen

Die im vorliegenden Beitrag zitierten Texte, welche dem großen Bereich der Dokumentarliteratur angehören, unterscheiden sich voneinander unter vielen Aspekten, wie zum Beispiel Entstehungszeit, Entstehungsumstände, thematische Schwerpunkte und letztendlich auch Autorschaft – manche wurden von Journalist_innen, manche von Schriftsteller_innen verfasst, was einen wesentlichen Einfluss auf ihre Form und Ästhetik, aber auch auf den Umgang mit dem Dokumentarischen hatte. Das, was sie verbindet, ist jedoch die Tatsache, dass sie alle auf dem dokumentarischen Stoff basieren. Der Verzicht auf rein fiktionale literarische Formen eröffnete den Autor_innen Zugang zu jenen thematischen Feldern, die (vor allem in der DDR) nicht literaturfähig waren und erlaubte es ihnen subjektive Ansichten und individuelle Lebensgeschichten von authentischen Personen zu präsentieren. Durch den Einsatz des Dokumentarischen sollte eine Realitätsnähe des Dargestellten bewiesen werden, wodurch die Texte einen faktualen Geltungsanspruch erhoben. Jedoch allein schon die Auswahl des dokumentarischen Materials und dessen Präsentationsform, wie auch die rhetorisch-stilistischen Eingriffe bewirkten, dass das Dokumentarische ins Fiktionale überging. Selbst die Entscheidung des Autors, auf eine nicht narrative journalistische Gattung des Interviews zu verzichten und das Erzählte in einer narrativen Form des Lebensberichts dem Lesepublikum zu präsentieren, erweckt Assoziationen zum fiktionalliterarischen Erzählen. Und auch umgekehrt – der Einsatz des Dokumentarischen in einem durch das Fiktionale geprägten Text lässt an dessen Glaubwürdigkeit zweifeln. Im Fall der Dokumentarliteratur – eines Genres, welches sich stets an der Grenze zwischen dem Faktualen und dem Fiktiven bewegt, wird demnach ein Faktualitätspakt mit dem Leser_innen geschlossen, „der erst dann sichtbar wird, wenn er verletzt wird“, dh. wenn das Fiktive allzu sehr in den Vordergrund rückt (vgl. Martinez 2009, S. 185).

LITERATURVERZEICHNIS

- Andress R. (1994), „Das Gefühl, mitten in einem riesigen Ozean auf einem kleinen Schiff zu sein“. Zu DDR-Protokollliteratur während und nach der Wende-Zeit. „Colloquia Germanica“, Nr. 27(1), S. 49–62.
- Andress R. (2000), *Protokollliteratur in der DDR. Der dokumentierte Alltag*. New York: Lang.

- Balke F., Fahle O., Urban A. (2020), *Einleitung*. In: F. Balke, O. Fahle, A. Urban (Hg.), *Durchbrochene Ordnungen. Das Dokumentarische der Gegenwart*, transcript. Bielefeld: Verlag, S. 7–19.
- Behnk A., Westerwelle R. (1995), *Die Frauen von ORWO. 13 Lebensbilder*. Leipzig: Kiepenheuer.
- Bidmon A., Lubkoll Ch. (2022), *Dokufiktionalität in Literatur und Medien. Erzählen an den Schnittstellen von Fakt und Fiktion*. Berlin–Boston: de Gruyter.
- Fähnders W. (2007), *Dokumentarliteratur*. In: K. Weimar (Hg.), *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Berlin: de Gruyter, S. 383.
- Fludernik M. (2015), *Narratologische Probleme des faktualen Erzählens*. In: M. Fludernik, N. Falkenhayner, J. Steiner (Hg.), *Faktuales und fiktionales Erzählen. Interdisziplinäre Perspektiven*. Würzburg: Ergon-Verlag, S. 115–137.
- Gansel C., Braun P. (2020), *Dokumentarisches Erzählen – Erzählen mit Dokumenten in Literatur, Journalismus und Film*. Berlin: Okapi Wissenschaft.
- Haux C. (2022), *Eintrag „Wander, Maxiee“*. In: *Munzinger Online/KLG – Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*. <http://www.munzinger.de.ezproxy.uni-giessen.de/document/16000000584> (abgerufen von Universitätsbibliothek Gießen am 12.08.2022).
- Hoffmann R. (2013), *Stasi-Kinder. Aufwachsen im Überwachungsstaat*. Berlin: Ullstein.
- Kaufmann E. (2009), *Eintrag zu Protokoll-Literatur*. In: M. Opitz, M. Hofmann (Hg.), *Metzler Lexikon. DDR-Literatur*. Stuttgart: Metzler-Verlag, S. 264–266.
- Kirsch S. (1974), *Die Pantherfrau. Fünf unfrisierte Erzählungen aus dem Kassetten-Recorder*, Berlin: Aufbau-Verlag.
- Kirsch S. (1978), *Erklärung einiger Dinge (Dokumente und Bilder)*, Ebenhausen b. München: Langewiesche-Brandt Verlag, S. 30.
- Knabe H. (2007), *Gefangen in Hohenschönhausen. Stasi-Häftlinge berichten*. Berlin: Ullstein.
- Kunze R. (1990), *Deckname „Lyrik“*. Eine Dokumentation von Reiner Kunze. Frankfurt am Maine: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Lemke J. (1990), *Ganz normal anders. Auskünfte schwuler Männer*. Berlin: Aufbau-Verlag.
- Loest E. (1990), *Der Zorn des Schaffes. Aus meinem Tagewerk*. Künzelsau–Leipzig: Linden-Verlag.
- Loest E. (1991), *Die Stasi war mein Eckermann oder mein Leben mit der Wanze*. Leipzig: Steidl-Verlag.
- Martinez M. (2009), *Erzählen im Journalismus*. In: Ch. Klein, M. Martinez (Hg.), *Wirklichkeits-erzählungen. Felder, Formen und Funktionen nicht-literarischen Erzählens*. Stuttgart: J.B. Metzler Verlag, S. 179–191.
- Müller Ch. (1985), *Männerprotokolle*. Berlin: Buchverlag Der Morgen.
- Müller Ch. (1986), *James Dean lernt kochen. Männer in der DDR*. Darmstadt: Luchterhand.
- Niehaus M. (2017), *Fiktion – Dokument*. In: M. Niehaus, C. Öhlschläger (Hg.), *W. G. Sebald Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart: J.B. Metzler Verlag, S. 130–142.
- Reinmann, K.E. (2008), *Schreiben nach der Wende – Wende im Schreiben. Literarische Reflexionen nach 1989/1990*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Schröder H.J. (1992), *Die gestohlenen Jahre: Erzählgeschichten und Geschichtserzählungen im Interview: Der zweite Weltkrieg aus der Sicht ehemaliger Mannschaftssoldaten*. Berlin–Boston: Max Niemeyer Verlag.
- Schröder, H.J. (2001), *Interviewliteratur zum Leben in der DDR: Zur literarischen, biographischen und sozialgeschichtlichen Bedeutung einer dokumentarischen Gattung*. Berlin–New York: Max Niemeyer Verlag, S. 81.
- Soldat, H.-G. (1997), *Die Wende in Deutschland im Spiegel der zeitgenössischen deutschen Literatur*. In: *German Life and Letters*, Bd. 50, S. 133–154, hier S. 134.
- Walther J. (1999), *Sicherungsbereich Literatur. Schriftsteller und Staatssicherheit in der Deutschen Demokratischen Republik*. Berlin: Ullstein.

- Wander M. (1978), *Guten Morgen, du Schöne. Frauen in der DDR. Protokolle*. Neuwied–Darmstadt: Luchterhand.
- Wilkening Ch. (1990), *Staat im Staate. Auskünfte ehemaliger Stasi-Mitarbeiter*. Berlin: Aufbau Verlag.
- Wolf Ch. (1977), *Berührung. Ein Vorwort*. In: M. Wander (1978), *Guten Morgen, du Schöne. Frauen in der DDR. Protokolle*. Neuwied–Darmstadt: Luchterhand, S. 9–19.
- Zoll R., Rausch T. (1999), *Ostdeutsche Biographien: Lebenswelt im Umbruch*. Frankfurt am Maine: Suhrkamp.

*Monika Kucner**

**WIZERUNEK NOWOCZESNEJ KOBIETY NA ŁAMACH
NIEMIECKOJĘZYCZNYCH DODATKÓW BELETRYSTYCZNYCH
DO „NEUE LODZER ZEITUNG” W ŁODZI W OKRESIE
MIĘDZYWOJENNYM**

**THE IMAGE OF A MODERN WOMAN IN THE GERMAN SUPPLEMENTS
OF MAGAZINE IN LODZ IN THE INTERWAR PERIOD**

(Summary)

Supplements to German newspapers in Lodz in the interwar period promoted an extremely modern type of woman, in line with the latest world trends. German magazines „Die Welt im Bilde. Sonntagsbeilage zur Neuen Lodzer Zeitung” and „Illustrierte Wochenblatt. Beilage zur Neuen Lodzer Zeitung” registered changes in lifestyle and propagated them among Lodz readers. The fashion promoted by Lodz accessories and lifestyle did not differ in any way from the latest European and world models. It was an expression of striving for modernity, for changing the way of thinking not only about women, but about the whole society. Introducing modern ideas into magazines resulted in the dissolution of old and obsolete forms.

Keywords: woman, papers, magazine, fashion, interwar period, modernity emancipation.

I wojna światowa spowodowała wiele zmian cywilizacyjnych. W jej wyniku nastąpiła całkowita transformacja obyczajów oraz społecznej roli kobiety (Sierakowska 2021). W 1918 roku kobiety zyskały równouprawnienie w sferze politycznej¹, wyzwoliły się spod męskiej dominacji, co stało się pierwszym krokiem

* Univ.-Prof. Dr. habil. Monika Kucner, Universität Łódź, Institut für Germanische Philologie, Pomorska 171/173, 90-236 Łódź. E-Mail: monika.kucner@uni.lodz.pl

¹ II Rzeczpospolita znalazła się w okresie międzywojennym wśród państw europejskich, które zrównały polityczne prawa mężczyzn i kobiet. Były to Dania i Islandia (jeszcze w czasie wojny 1915), Rosja, Holandia (czynne prawo wyborcze w 1917 r., bierne – w 1919 r.), Niemcy i Wielka Brytania, gdzie jednak do 1928 r. wyborczynie obowiązywał cenzus wieku (ukończone 30 lat), Luksemburg (1919), Szwecja (1919), Czechosłowacja (1919), Węgry (1920), całe Stany Zjednoczone (1920), Belgia (1921), Portugalia (1931) oraz Hiszpania (1933).

do kobiecej ekspansji we wszystkich dziedzinach życia, a w szczególności tych, które do tej pory były domeną mężczyzn. Kobiety przewartościowały swoje potrzeby, stały się pewne siebie i uzyskały status coraz bardziej niezależnych jednostek. Dom i rodzina przestały być jedynymi obszarami, w których chciały się realizować. Kobiety zaczęły pracować zawodowo, zdobywały wykształcenie, prowadziły samochody, chodziły do kina, grały w golfa czy tenisa. Fakt ten miał znaczący wpływ na zmiany w sposobie ubierania się i stylu bycia. W okresie międzywojennym kobiece ubiory stały się wyrazem nowoczesnego podejścia do życia i sztuki. Okres ten charakteryzował się postępową modą, która diametralnie odbiegała od wcześniejszych standardów i tradycyjnych wzorów piękna. Zmiana wyglądu kobiet była początkiem modowej rewolucji. W międzywojniu moda zrobiła milowy krok w stronę nowoczesności (Bertschik 2005; Boucher 2009; Żebrowska 2019).

Zmiana statusu społecznego kobiet spowodowała, że styl ubierania dostosował się do nowych potrzeb użytkowych i estetycznych. Ubiór stał się wygodny i funkcjonalny, umożliwiał sprawne i dynamiczne poruszanie się w nowej, powojennej rzeczywistości. Nowe możliwości stworzyła rewolucja w sposobie produkcji tkanin, która znacząco wpłynęła na obniżenie ich cen. Modne ubrania przestały być tylko i wyłącznie domeną elit. Wiele kobiet, już nie tylko z wyższych warstw społecznych, chciało żyć według własnych zasad i emanować swoją wolnością w każdym możliwym wymiarze. Moda stała się demokratyczna, objęła swym zasięgiem całe społeczeństwo. Nie była już oznaką statusu społecznego, lecz środkiem autokreacji jednostki. Wzorce podsuwała kultura popularna, a w szczególności kino, gazety, reklama, sport. Ilość inspiracji, które dostarczały ówczesne media, była tak duża, że jednostka swobodnie mogła kreować własny obraz. Z pewnością łatwiej było modelować tę indywidualistyczną autokreację w wielkim mieście, które dostarczało wielu bodźców niż w małym prowincjonalnym miasteczku, gdzie nowinki z różnych dziedzin życia docierały z dużym opóźnieniem (Wilson 1985).

Okres wszelkich zmian po I wojnie światowej był dość dużym wyzwaniem dla wielokulturowej i wielonarodowej Łodzi. Już w drugiej połowie XIX wieku miasto było jednym z najdynamiczniej rozwijających się miejsc w Europie, które można uznać za ikoniczny przykład miasta intensywnie modernizującego się. W ciągu zaledwie kilkudziesięciu lat z niewiele znaczącej osady, o charakterze rolniczym przeobraziła się w ogromny, wielokulturowy, tętniący życiem ośrodek przemysłowy, w którym widoczne były skutki gwałtownej industrializacji: złe opłacane masy robotnicze, ogromne różnice społeczne, które pociągały za sobą różne konflikty, poza tym niski poziom aspiracji edukacyjnych i kulturalnych mieszkańców.

Pod względem liczby mieszkańców miasto zajmowało drugie miejsce w Polsce. Według wyników powszechnego spisu ludności z 1921 roku w mieście żyło 451 974 osób, z czego ponad połowa ludności była zatrudniona w przemyśle.

W 1931 roku liczba ta wzrosła do 604 629, również w latach 30. ponad połowa pracujących była zatrudniona w przemyśle. Podobnie, jak w okresie najintensywniejszego rozwoju przemysłowego, materialne warunki mieszkańców Łodzi były niezwykle trudne. Miały na nie wpływ duże wojenne straty w przemyśle, spowodowane grabieżczą polityką okupanta niemieckiego. Poza tym ogromne znaczenie miał duży stopień bezrobocia, niskie płace oraz szerzący się w tym czasie na skalę światową kryzys gospodarczy. Tak więc okres powojenny w Łodzi upływał pod znakiem nadrabiania wszelkich cywilizacyjnych zapóźnień. Warto podkreślić, iż przez cały ten czas Łódź była miastem kobiet. Stanowiły one niezwykle liczną grupę społeczną. Według badań w styczniu 1918 roku na 100 mężczyzn przypadało 136 kobiet. W latach kolejnych wprawdzie wartości te zbliżały się do siebie, to jednak przez cały okres międzywojenny było więcej kobiet niż mężczyzn. Kobiety zatrudnione były głównie w przemyśle włókienniczym. Ich poziom wykształcenia był niski, 2/3 z nich nie potrafiło czytać ani pisać (Koter, Kulesza, Puś, Pytlas 2005).

Mimo iż kobiety otrzymały prawa wyborcze, to społeczeństwo okresu międzywojennego w Polsce było w większości konserwatywne (Dufurat 2020). Cały czas widoczne było w przestrzeni publicznej tradycyjne myślenie o roli kobiety w społeczeństwie oraz podziały na to, co kojarzy się z domeną męską i kobiecą. Taka retoryka podziału sprzyjała utrzymywaniu uprzedzeń wynikających z panujących stereotypów i utwierdzała opinię publiczną w przekonaniu, że dotychczasowa rola kobieca jest jedyną słuszną (Dufurat 2020).

Nie należy jednak sądzić, że kobiety w tym czasie nie były zainteresowane zmianami w dotychczasowym stylu życia i nie wyrażały zainteresowania najnowszymi wzorcami, które opanowywały sporą część świata. Niezwykle ważnym medium w propagowaniu nowego stylu życia, swoistym nośnikiem nowoczesności były w okresie międzywojennym gazety, które na swoich łamach pokazywały kobietom aktualne trendy światowe w różnych dziedzinach życia. Niezwykle ważnym elementem, który stał się nośnikiem nowych trendów, była moda, propagowana na łamach magazynów modowych. Do najbardziej popularnych tego typu gazet w świecie należały m.in. francuskie: „Gazette du Bon Ton”, „Modes et Manieres d’Aujourd’hui”, „Les Journal des Dames et des Modes”, „Supplement de Guide des Couturiers et la France”, „Elegante Reunis”, „El’Art et La Mode”, „El Illustration”, „Tauller de Lukse”, „Femina”, czy wydawany po dziś dzień w różnych krajach „Vogue”, poza tym brytyjskie „Ministers Gazette of Fashion”, „Modern Style and Fashionable”, „London Style”, „Confection moderne”, oraz niemiecka „Die Dame”, chętnie czytana przez Niemki mieszkające w Polsce.

Czasopisma modowe propagowały głównie modę kobiecą już od końca XVIII wieku. Przeważała w nich francuska moda. To ona przez długi czas wyznaczała trendy w całej Europie, nie mając praktycznie konkurencji. Burżuazja francuska, która po Wielkiej Rewolucji Francuskiej doszła do władzy, szybko zrozumiała, że moda może przynosić realne zyski, dlatego do promocji rodzimych

wyrobów wykorzystywano paryską prasę kobiecą². Zanim jednak pojawiły się gazety promujące modę, projekty ubrań prezentowały wystawiane w sklepowych witrynach lalki, ubrane w najmodniejsze ubrania, które raz na miesiąc wysyłano do wszystkich większych miast europejskich i Ameryki³ (Bulisz 2017).

Kiedy moda francuska podbijała świat i rozwijały się czasopisma ją promujące, Polska była pod zaborami. Z wiadomych więc względów sprawy mody ustępowały miejsca innym ważniejszym kwestiom – społecznym, politycznym czy gospodarczym. Propagowanie nowego stylu w ubiorze, a co za tym idzie nowego stylu życia, nabrało tempa w okresie międzywojennym, kiedy kraj odzyskał niepodległość. W 1926 wychodziło w Polsce 6 czasopism kobiecych a w 1935 było ich już 31 (Kowalczyk 2015; Paczkowski 1980).

Były to między innymi wydawany w latach 1927–1939 i wzorowany na zachodnich czasopismach „Przegląd Mody”, tygodnik „Kobieta Współczesna”, miesięcznik „Pani – czasopismo poświęcone eleganckiej kobiecie i jej otoczeniu”, „Przegląd Mody – Miesięcznik Ilustrowany, poświęcony modzie i sprawom kobiecym”, „Paryski Przegląd Mody – Miesięcznik poświęcony modzie i życiu kobiety”, „Przegląd Kobiety – Miesięcznik poświęcony modzie i aktualjom życia kobiecego”, „Moda – miesięcznik ilustrowany”. Pod egidą Towarzystwa Wydawniczego „Bluszczy” wydawane były takie czasopisma jak: „Bluszczy”, „Świat Dziewcząt”, „Młoda Matka”, „Kobieta w świecie i w domu”, „Ja to zrobię”, „To co najmodniejsze”, „Dziecko i matka”, „Życie kobiece”, „Kultura ciała” i „Modne roboty kobiece” (Paczkowski 1980). Gazety te zawierały niezwykle kolorowe ilustracje oraz francuskie plansze z modelami, które były pomocne krawcowym przy tworzeniu nowoczesnych ubiorów. W czasopismach tych znajdowały się nie tylko porady dotyczące ubioru, ale również wskazówki na temat m.in. prowadzenia i urządzania domu, spędzania wolnego czasu, haftowania czy gotowania⁴.

² *Historia mody*, red. M. Fogg, przeł. E. Romkowska, Warszawa 2016.

³ Czasopisma modowe zaczęły pojawiać się w Polsce w pierwszej połowie XIX wieku. Wzorem były dla nich francuskie periodyki, które były jednocześnie ogromną konkurencją, ponieważ zamożne arystokratki, czytające po francusku, preferowały oryginalne magazyny. Pierwszym polskim czasopismem poświęconym modzie był „Dziennik Mód Paryskich” (1840–1848), założony i prowadzony przez lwowskiego krawca Tomasza Kulczyckiego. Obok tego pisma na uwagę zasługuje też „Warszawianin. Tygodnik Mód” (1822), „Magazyn Mód. Dziennik przyjemnych wiadomości” (1835–1914), „Bazar” (1865–1866), „Dziennik Mód. Pismo dla Polek” (1872–1876) „Mody Paryzkie” [sic!] (1879–1883) i „Salon Paryski” (1879) a poza nimi pismo „Bluszczy” (1865–1938), które chociaż zaliczane jest do pism społeczno-kulturowych, to jednak ze względu na obszernie eksplorowaną tematykę modową śmiało mogłyby konkurować z czasopismami typowo modowymi.

⁴ Oprócz modowych czasopism istotną rolę w propagowaniu wzorów najnowszej mody odgrywały rewie, przedstawienia kabaretowe, a od połowy lat 20. coraz popularniejsze stawały się publiczne pokazy mody, organizowane przez domy mody. W Polsce w okresie międzywojennym funkcjonowały liczne, cenione domy mody w Warszawie. Polskie gwiazdy kina ubierały się m.in. w mieszczącej się przy ul. Chmielnej 24 pracowni *Ewelina*, czy pracowni *Ludwika* przy Nowym Świecie. Dużą popularnością cieszył się również Dom Mody Bogusława Hersego, przy ulicy Mar-

Na tym tle dość skromnie przedstawia się obraz prasy niemieckojęzycznej w Polsce w omawianym okresie. Jak wynika z badań Tadeusza Kowalaka przez cały ten czas dominowała prasa polityczna. W 1918 roku stanowiła aż 88,8% wszystkich ukazujących się tytułów, 2,7% to prasa zawodowa, tyle samo gospodarcza, 5,7% to pisma religijne, natomiast zaledwie pół procent to pisma kulturalno-oświatowe. Pod koniec tego okresu, w 1939 roku, znacznie przybyło tytułów czasopism o charakterze religijnym, ich liczba wzrosła do 34,6%, wzrost zanotowały pisma gospodarcze 12,1%, zawodowe 4,7% i kulturalno-oświatowe 10,3%, natomiast liczba pism politycznych zmalała do 38,3% (Kowalak 1971).

Wśród tych pism brak jest tytułów gazet poświęconych tylko i wyłącznie modzie. Nie oznacza to jednak, że kwestia mody i najnowszych trendów nie była obecna w niemieckojęzycznej prasie. Rolę pism modowych, choć oczywiście w ograniczonym stopniu, na ile pozwalała objętość pisma, przejęły dodatki beletrystyczne do gazet codziennych. Taka tendencja była widoczna na łódzkim rynku gazet niemieckojęzycznych.

Łódź, mimo ogromnego potencjału przemysłu włókienniczego, który rozwijał się na przełomie XIX i XX wieku, nie stanowiła centrum mody w żadnej skali. Poza produkcją bawełny i wełny, w Łodzi wyrabiano pończochy, tasiemki, wstążki jedwabne, płótno, watę i wiele innych. Produkcja ta miała głównie charakter masowy. Łódzkie fabryki produkowały dużo towarów, które trafiały na różne rynki zbytu, głównie na wschodzie. O ich jakości pisał w dość tendencyjny sposób w XIX wieku Władysław Reymont w „Ziemi obiecanej”, określając je „łódzką tandetą” (Reymont 1899). Materiały wątpliwej jakości nie mogły sprostać najnowszym trendom w modzie damskiej. Z oczywistych względów ubiory kobiece wymagały tkanin dobrych jakościowo, wytwornych, plastycznych, łatwo poddających się wszelkim obróbkom krawieckim. Ale zbyt dużym uogólnieniem byłoby twierdzenie, że w Łodzi nie produkowano tkanin dobrych jakościowo. Łódzkie fabryki produkowały również szlachetne tkaniny, które wygrywały międzynarodowe konkursy.

Mimo iż Łódź nie była centrum mody, to dokonująca się w zaskakująco szybkim tempie rewolucja w modzie była widoczna na łamach łódzkiej prasy niemieckojęzycznej, a w szczególności w dodatkach beletrystycznych. Najbardziej popularne z nich to wydawany w latach 1924–1926 dodatek „Illustriertes Wochenblatt. Beilage zur Neuen Lodzer Zeitung“ oraz ukazujący się od 1927 aż do wybuchu II wojny „Die Welt im Bild. Sonntagsbeilage zur Neuen Lodzer Zeitung“ (Kaszubina 2005).

„Neue Lodzer Zeitung”, to gazeta ogólnoinformacyjna, która ukazywała się w Łodzi w latach 1902–1939. Redaktorami byli Aleksander Milker oraz Alexis Drowing. Uważana była za gazetę ugodową, stroniącą od wszelkich konfliktów narodowościowych. W czasie rewolucji 1905 roku pismo było organem pierw-

szalkowskiej 150. Powstające tam stroje były inspirowane modą z Paryża, Londynu i Wiednia. Prezentowano je w popularnych polskich magazynach modowych.

szej politycznej partii mniejszości niemieckiej w Królestwie Polskim – „Konstitutional-Liberale Partei Deutschsprechender”. Od początku swojego istnienia ukazywała się jako „Neue Lodzer Zeitung. Handels- und Industrieblatt”. Po 1910 roku zmieniła nazwę na „Neue Lodzer Zeitung”. Do tego czasu gazeta wychodziła dwa razy dziennie. Redakcja mieściła się przy ul. Piotrkowskiej 15. Gazeta zawierała dodatki: „Illustrierte Sonntags-Beilage“, „Illustriertes Sonntagsblatt“, „Illustriertes Wochenblatt“, „Lodzer Frauen Zeitung“ oraz „Welt im Bild“. W latach 1910–1920 ukazywał się co rok „Lodzer Informations- und Hauskalender”, zawierający artykuły dotyczące historii i kultury Łodzi. Po utworzeniu organizacji pod nazwą Deutscher Kultur- und Wirtschaftsbund in Polen (dalej DKuWB), reprezentującym ugodową linię polityczną, stała się jej organem prasowym. Władze okupacyjne zamknęły gazetę w 1939 roku.

Niemieckojęzyczne suplementy, które w ramach „Neue Lodzer Zeitung” prezentowały modę, nie są typowymi czasopismami modowymi, takich w Łodzi w okresie międzywojennym i wcześniejszym nie było. Nie świadczy to o tym, że kobiety łódzkie nie interesowały się modą. Bogate łódzianki mogły sobie pozwolić na zakup czasopism zagranicznych: niemieckich i francuskich, z których czerpały wiedzę na temat najnowszych trendów. Modne stroje, na które mogły sobie pozwolić, były wyznacznikiem ich statusu materialnego i społecznego. Górzej sytuacja wyglądała w przypadku przeciętnej kobiety, pracującej w fabryce lub zajmującej się tylko domem. Kwestia mody, ubioru nie była sprawą pierwszo-, drugo-, czy nawet trzeciorzędą. Ubiór spełniał przede wszystkim funkcję użytkową. Jego walory estetyczne, w obliczu trudnej sytuacji gospodarczej całego kraju, schodziły na plan dalszy (Jezierski, Leszczyńska 2013).

Komunikaty poświęcone modzie, które pojawiały się w łódzkich gazetach, wykazywały w pewien sposób pewne opóźnienie wobec doniesień modowych w pismach europejskich⁵. Te drugie miały przede wszystkim charakter informacyjny, służyły opisowi obowiązujących trendów, w dalszej kolejności publicystyczny, gdyż często zawierały rozbudowaną ocenę strojów. W swojej strukturze nawiązywały do takich gatunków jak wzmianki, notatki oraz artykuły, natomiast na poziomie pragmatycznym czerpały z relacji, felietonu, korespondencji oraz reklamy (Bulisz 2017). Na tym tle w w/w łódzkich czasopismach dominował przekaz ikonograficzny. Lokalni redaktorzy zamieszczali przede wszystkim fotografie modelek prezentujących ubrania, opatrzone wymownym tytułem, który był istotnym sygnałem aprobaty lub dezaprobaty danego stylu ubierania się. Wzmianki, notatki, czy artykuły były w mniejszości, choć nie oznacza to, że nie pojawiały się w ogóle.

⁵ Rozwój kolei, wzrost dobrobytu konsumentów, postęp technologiczny, rozwój druku litograficznego i ruchy emancypacyjne kobiet spowodowały, że w XVIII wieku we Francji nastąpił znaczny wzrost liczby gazet modowych. Pierwszym tego typu czasopismem był francuski magazyn „Le Cabinet des Mode” (1785–1793), kolejnym, który zyskał największą sławę w Europie w tym czasie był „Le Journal des Dames et des Modes” (1797–1839).

Modę prezentowano obok innych informacji dotyczących różnych dziedzin życia gospodarczego, kulturalnego, społecznego, rzadziej politycznego. Zarówno „Illustriertes Wochenblatt“, jak i „Die Welt im Bild“ skierowane były nie tylko do „wykształconych” kobiet, stąd wiele treści lekkich, salonowych, dostarczających rozrywki i tematów do konwersacji. Poza tym zamieszczano szarady, zapowiedzi wystaw i koncertów oraz plotki towarzyskie. Dużo miejsca poświęcano w nich najnowszym trendom w różnych dziedzinach życia społecznego, odkryciom naukowym, które ułatwiały życie kobietom. Ulubionym tematem były popularne wówczas górskie eskapady, podróżnicze eksploracje egzotycznych krajów. Ważną część stanowiła literatura – powieści w odcinkach, krótkie opowiadania, humoreski, poza tym szarady i humor. W porównaniu z suplementami, które ukazywały się w Łodzi przed I wojną światową, dodatki okresu międzywojennego były dość nowoczesne i starały się dorównać, w przekazywaniu nowinek, innym europejskim pismom.

W okresie międzywojennym w/w pisma zyskały ciekawą szatę graficzną, której znaczną część stanowiły liczne fotografie. Można powiedzieć, że w okresie międzywojennym fotografia była dominującym elementem okładki. Umieszczano na nich samochody, samoloty, zeppelin, statki oraz wizerunki pięknych kobiet, bardzo często ówczesnych hollywoodzkich gwiazd, czy laureatek konkursów piękności. Elementy te miały przyciągnąć szerszą rzeszę czytelników, którzy nie mieli jeszcze wyrobionych nawyków czytelnictwa.

Przyglądając się dokładniej zdjęciom najnowszej mody, którą prezentowały urodzive kobiety, należy podkreślić, że często umieszczano je pośrodku obszerniejszego tekstu, z którym tematycznie nie były powiązane. Taki zabieg miał uatrakcyjnić długi materiał, spowodować, że będzie się go łatwiej czytać. Oprócz krótkiego tytułu i zdjęcia, łódzkie czytelniczki, nie znajdowały nic więcej na temat mody. Tak więc obrazek modowy zastępował informację tekstową. Z dzisiejszej perspektywy możemy powiedzieć, że

„obraz jest mocniejszym i sugestywniej oddziałującym środkiem przekazu niż słowo, przy tym, pozornie tylko łatwiejszym w odbiorze. W fotografii dostrzeżono środek dostarczania informacji ludziom, którzy nie mają w zwyczaju regularnej lektury. Zdjęcie jest bowiem obiegowo uważane za bardziej autentyczne odwzorowanie rzeczywistości niż opis literalny, zaspokajające w pełni potrzebę weryfikacji zdarzenia opowiedzianego. Dla większości ludzi zobaczyć, znaczy tyle, co uwierzyć. Łączy się to z powszechnym przekonaniem, że fotografia nie kłamie. Z tego zaufania do obiektywności zdjęć czerpie swoją siłę fotografia prasowa⁶.

Mając na uwadze powyższe, należy zastanowić się, dlaczego łódzkie gazety stosowały w odniesieniu do mody głównie informację obrazkową. Z pewnością najważniejszym powodem jest fakt, że modę łatwiej pokazać za pomocą obrazu,

⁶ Cyt. za P. Ruta, *Fotografia prasowa. Wybrane aspekty praktyczne*. <http://www.sbc.org.pl/Content/20115/PDF/ruta.pdf> [dostęp: 20.12.2022].

gotowego modelu, niż opisywać tysiącem słów, tym bardziej, że ma ona służyć inspiracji dla zainteresowanych czytelniczek. Mniejsze znaczenie miał tu zapewne fakt wciąż dużego poziomu analfabetyzmu wśród kobiet. Materiał ikonograficzny, do którego mogłaby zajrzeć kobieta, która nie potrafiła czytać, pozwalałby jej na szybkie zorientowanie się w najnowszych trendach. Mogłoby mieć to duże znaczenie w obliczu ogólnego zjawiska umasowienia w latach 20. ubrań z kategorii tak zwanej mody wysokiej. Stroje zaczęły być dostępne w tej samej wersji dla masowego odbiorcy, dzięki czemu zacierały się różnice społeczne. Z tego też względu moda propagowana na łamach łódzkich czasopism mogła być przeznaczona nie tylko dla zamożnych kobiet, a gazeta w ten sposób poszerzyłaby grono swoich odbiorców, co byłoby w obliczu kolejnego zjawiska – umasowienia prasy – niezwykle ważne. Czy redakcja przyjęła taką strategię? To raczej wątpliwe, bowiem w przypadku Łodzi należy podkreślić, że niemieckojęzyczne gazety były skierowane przede wszystkim do wykształconych czytelniczek klasy średniej.

Jakiego typu ubrania promowały łódzkie dodatki beletrystyczne? Łódzkie czasopisma propagowały modę kobiecą, która w swojej estetyce uwzględniała wszelkie trendy zaprezentowane podczas międzynarodowej Wystawy Sztuki Dekoracyjnej (*Exposition Internationale des Arts Décoratifs et Industriels Modernes*), która odbyła się w Paryżu w 1925 roku. Wystawa ta była niezwykle istotnym wydarzeniem w historii wzornictwa i sztuki, ponieważ wpłynęła na wypromowanie i spopularyzowanie nowych dziedzin życia oraz awangardowych kierunków w sztuce, które dotychczas marginalizowano. W tym okresie rozwinęło się malarstwo abstrakcyjne. Takie kierunki jak fowizm, kubizm, futuryzm, dadaizm zaczęły być doceniane przez odbiorców i twórców, którzy wykorzystywali zasady nowej sztuki w kreowaniu własnej formy i jej estetyzacji (Romecka-Dymek 2016).

Damskie ubiory, które lansowały łódzkie gazety w latach 20. i 30. XX wieku, uległy znacznemu uproszczeniu w porównaniu do poprzedniej epoki. Zarówno ich forma, jak i ostateczny kształt, stały się mocno zgeometryzowane, tym samym figura kobieca została pozbawiona okrągłych kształtów. Androgeniczna sylwetka chłopczycy zdobyła szerokie uznanie wśród kobiet. Stąd na zdjęciach łódzkie czytelniczki mogły inspirować się luźnymi sukienkami o obniżonym stanie, sięgającymi tuż za kolano. Odsłonięcie kobiecych nóg to najbardziej fundamentalna zmiana w porównaniu z epoką poprzednią. Ubiór charakteryzowała sztywna linia kubistyczna, która nadawała ubraniom kształt prostokąta⁷.

Okres, w którym przypadały różnorodne bale noworoczne, charytatywne, rauty, czy dancingi, których w Łodzi w okresie międzywojennym nie brakowało, poprzedzony był w prasie prezentacją ubrań odpowiednich na te okazje. W „roztańczonych latach dwudziestych” pojawiały się nowe fasony strojów balowych. Suknie wieczorowe miały prosty krój oraz spiczasto zakończone dekolty. Zawyczaj były pozbawione zapięć, bo zakładano je przez głowę. Bardzo często

⁷ „Die Welt im Bilde. Sonntagsbeilage zur Neuen Lodzer Zeitung”, 12.02.1928, nr 7.

głębokie wycięcie znajdowało się na plecach. Dolna krawędź spódnicy przybierała fantazyjny zarys w formie wycięcia w „zęby”. Suknie szyto ze zwiewnych jedwabnych tkanin. Często składały się z dwóch warstw: lśniący spód prześwitywał przez koronkową czy szyfonową wierzchnią warstwę. Kreacje z rozmachem dekorowano frędzlami i piórami, zdobiono aplikacjami, haftem, cekinami, opalizującymi szklanymi paciorkami czy sztucznymi perłami. Te migoczące od ozdób kreacje znakomicie prezentowały się podczas popularnych żywiolowych tańców⁸.

Moda, którą prezentowały łódzkie gazety, wykazywała wyraźne związki ze sztuką. Takie też było ogólne dążenie ówczesnych artystów, a postulaty programowe nowych kierunków nawoływały do integracji sztuki z innymi dziedzinami życia. Było to wyrazem ogólnego trendu, by całe otoczenie człowieka, łącznie z odzieżą stało się wielkim manifestem sztuki, dlatego współpraca z awangardowymi twórcami i wpływy surrealizmu, a szczególnie futuryzmu, wniosły do mody nową estetykę. Na sztuki wzornicze oddziaływały m.in. fowizm, ekspresjonizm, kubizm, abstrakcja, neoplastycyzm, konstruktywizm, dadaizm, surrealizm. Największy wpływ na ogólną stylistykę i estetykę tego okresu wywarł kubizm, który wyróżniał się geometryzacją formy, szczególnie dobrze zauważaną w ubiorze, jego elementach, tkaninach, zdobieniach, akcesoriach, ale także i wystroju wnętrza, kształtach samochodu, grafice reklamowej, flakonach perfum. Trend ten wychwyliła i popularyzowała łódzka prasa. W 1927 roku w dodatku *Welt im Bilde* zamieszczono fotografię, która pokazywała ten najnowszy trend w kobiecej modzie plażowej, popularnej w słonecznej Kalifornii⁹.

Wdzięcznym obiektem sztuki kubistycznej stała się również biżuteria, wprowadzana niemal do wszystkich form geometrycznych. Prezentowane na łamach łódzkich dodatków fotografie modowe pokazywały wyrafinowaną oszczędność formalną i prostotę biżuterii, które współgrały z całym strojem. Najbardziej ulubione elementy to bransoletki, broszki oraz kłamy¹⁰.

Nowoczesna kobieta, którą propagowały te dwie gazety, to kobieta wyzwolona, posiadająca wysportowaną szczupłą sylwetkę i młody wygląd. Łódzkie czasopisma lansowały w okresie międzywojennym modę na zabiegi odchudzające, informowały o nowinkach w rozwoju różnych urządzeń pomagających w pozbywaniu się dodatkowych kilogramów¹¹. Modna w tym czasie stawiała na młodość, więc kobieta za wszelką cenę starała się ukryć prawdziwy wiek¹². Trend ten miał związek z popularną wówczas bohaterką powieści Victora Margueritte'a

⁸ *Ein modernes Abendkleid*, „Die Welt im Bilde. Sonntagsbeilage zur Neuen Lodzer Zeitung”, 13.11.1927, nr 46.

⁹ *Kubismus in der Mode*, „Die Welt im Bilde. Sonntagsbeilage zur Neuen Lodzer Zeitung”, 6.11.1927, nr 45.

¹⁰ *Moderner goldener Hals- und Armbandschmuck*, „Die Welt im Bilde. Sonntagsbeilage zur Neuen Lodzer Zeitung”, 27.11.1927, nr 48.

¹¹ „Die Welt im Bilde. Sonntagsbeilage zur Neuen Lodzer Zeitung”, 16.06.1929, nr 24.

¹² „Die Welt im Bilde. Sonntagsbeilage zur Neuen Lodzer Zeitung”, 12.08.1928, nr 33.

La garçonne z 1922 roku. Za jej sprawą ikoniczna stała się na długi czas postać „chłopczycy”, kobiety, która starała się podkreślać w stylu ubierania i sposobie bycia męskie atrybuty.

W latach 20. chłopczyce pozbyły się swojego kobiecego atutu, jakimi są długie włosy. Autorem krótkich fryzur bob-cut, które podbiły świat mody, był urodzony w Sieradzu polski fryzjer o międzynarodowej sławie Antoni Cierplikowski ps. Antoine. Przeszedł do historii mody jako „król fryzjerów – fryzjer królów” (Orzeszyńska 2015, 2019). Prezentowane w łódzkich dodatkach chłopczyce nosiły nie tylko modne krótkie fryzury, ale również malutkie, dopasowane kapelusze w kształcie hełmu, z wąskim rondem, opadającym na oczy¹³. Ten prosty w formie i geometryczny w kształcie element ubioru wzbogacony był zawsze dekoracją. Dekoracje zdobiły nie tylko kapelusze, ale również sukienki, marynarki, płaszcze. Stanowiły one idealną powierzchnię do działań zdobniczych. Popularne było haftowanie, wyszywanie koralikami, czy naszywanie błyszczących aplikacji. Przedstawiane na fotografiach modelki charakteryzował modny wówczas styl w makijażu, który był bardzo precyzyjny – brwi podkreślano cienką kreską, oczy były podkreślane czarną kredką, a usta czerwoną szminką, na twarz nakładano jasny puder a na policzki róż. Tak pomalowana kobieta zwracała uwagę swoim wyglądem.

Nowy wizerunek kobiety sprzyjał utrzymaniu dobrej kondycji ciała, stąd w omawianym okresie rosnąca popularność uprawiania sportu przez kobiety. W tym czasie była to aktywność w pełni akceptowalna społecznie, a nawet zalecana przez lekarzy. Praktycznie w każdym czasopiśmie dla pań pojawiały się instrukcje z ćwiczeniami, poranną gimnastyką, popularyzowano kobiece zawody sportowe. Zimą kobiety jeździły na nartach i łyżwach, latem modne było pływanie, kajaki, jazda na rowerze, jeździectwo, górskie wędrowniki oraz tenis ziemny¹⁴. Popularność niektórych sportów – podobnie jak dziś – wzrastała wraz z kolejnymi sukcesami polskich zawodników. Wśród młodych dziewcząt prawdziwą furorę robiła Halina Konopacka, która w 1928 roku ustanowiła rekord świata w rzucie młotem. Każda dama pragnęła prezentować się jak najlepiej niezależnie od okoliczności, zatem do każdego sportu obowiązywał odmienny strój, który miał być wygodny, praktyczny, ale również elegancki i kobiecy¹⁵. Łódzkie gazety propagowały ponadto kobiecy hokej oraz baseball, dyscypliny, które chętnie uprawiały kobiety w Ameryce, co gazety określały jako ekscentryczne¹⁶.

¹³ „Die Welt im Bilde. Sonntagsbeilage zur Neuen Lodzer Zeitung”, 13.11.1927, nr 46; „Die Welt im Bilde. Sonntagsbeilage zur Neuen Lodzer Zeitung”, 19.02.1928, nr 8; „Illustrierte Wochenblatt. Beilage zur Neuen Lodzer Zeitung”, 1924, nr 32.

¹⁴ „Illustrierte Wochenblatt. Beilage zur Neuen Lodzer Zeitung”, 1924, nr 2; „Illustrierte Wochenblatt. Beilage zur Neuen Lodzer Zeitung”, 1924, nr 18; „Illustrierte Wochenblatt. Beilage zur Neuen Lodzer Zeitung”, 1924, nr 13.

¹⁵ „Illustrierte Wochenblatt. Beilage zur Neuen Lodzer Zeitung”, 1924, nr 2.

¹⁶ Ekscentryczna moda z Ameryki, „Die Welt im Bilde. Sonntagsbeilage zur Neuen Lodzer Zeitung”, 22.01.1928, nr 4; „Die Welt im Bilde. Sonntagsbeilage zur Neuen Lodzer Zeitung”, 15.04.1928, nr 16.

Inną ulubioną rozrywką letnią były kąpiele w morzu, jeziorach i rzekach oraz opalanie się. Przez wieki, szczególnie arystokratki, starały się unikać wystawiania na działanie promieni słonecznych, ale już nie w latach 20. XX wieku, gdy ubiory odsłaniały coraz więcej ciała. Jeśli kogoś nie było stać na wyjazd do modnych kurortów krajowych czy zagranicznych, mógł odpoczywać na obleganych miejskich plażach. Te nowe rozrywki stały się okazją do zaprezentowania krawieckich nowości. W okresie międzywojennym stroje kąpielowe ulegały sporym zmianom. Na początku lat 20. były jeszcze dość skromne, składały się z tuniki do połowy uda, do której zakładano krótkie spodenki do kolan. Od połowy lat 20. kostiumy stały się bardziej użyteczne i wygodne, pozbawiono je zbędnych ozdób, skrócono nogawki, a z przodu i z tyłu pojawił się dekolt. Stroje były węższe, dopasowane, szyto je z trykotu¹⁷.

Nowy image generował nowe potrzeby o charakterze użytkowym, które dobrze rozumieli ówcześni projektanci. Potrafili oni wyjść nie tylko naprzeciw temu zapotrzebowaniu, ale przede wszystkim przewidzieć nowe trendy. Decydujący wpływ na estetykę mody lat 20. miała Gabrielle Chanel, która propagowała funkcjonalną, elegancką i lekko nonszalancką modę. Obok niej tworzyli równie nowocześni Madeleine Vionnet, Jean Patou, Edward Molyneux, Callot Sœurs, czy bardziej konserwatywna Jeanne Lanvin. W ich stylizacjach dominowały geometryczne motywy zdobnicze, zaczerpnięte z różnych kultur egzotycznych, które stały się inspiracją w latach 20. Szczególną popularnością cieszyła się sztuka afrykańska, sztuka Azteków. Orientalizm obecny był w modzie już od początku XX wieku, a jego popularność wzrastała z kolejnymi odkryciami archeologicznymi. Łódzkie dodatki propagowały różne motywy ze sztuki afrykańskiej, wszystkie w bardzo wyraźnych kształtach trapezoidalnych, zygzakowatych, w układach rytmicznych, schodkowych.

Wzorce nowoczesnego stylu życia łódzkie dodatki beletrystyczne czerpały również z amerykańskiej i europejskiej kinematografii. Dostarczały je kobiece gwiazdy z Hollywood oraz niemieckiej wytwórni filmowej, Universum Film AG, która uzyskiwała międzynarodową sławę, stając się poważną konkurencją dla jej amerykańskiego odpowiednika. Już nie skromna kobieta, hołdująca zasadzie „3 K”: *Kinder, Kirche, Küche* stała się wzorem dla łódzkiej kobiety, ale skandalistka, wyzwolona *femme fatale*, która przekraczała granice obyczajowe. Niezwykle cennym źródłem takich inspiracji było Hollywood, miejsce magiczne, gdzie istniał największy i najbogatszy na świecie przemysł filmowy. W latach 20. powstał tu system pięciu wielkich wytwórni: Fox (znany później jako 20th Century Fox), Loew's Incorporated (Metro-Goldwyn-Mayer), Paramount Pictures, RKO

¹⁷ „Die Welt im Bilde. Sonntagsbeilage zur Neuen Lodzer Zeitung”, 20.11.1927, nr 47; „Die Welt im Bilde. Sonntagsbeilage zur Neuen Lodzer Zeitung”, 8.04.1928, nr 15; „Die Welt im Bilde. Sonntagsbeilage zur Neuen Lodzer Zeitung”, 6.07.1930, nr 27; „Illustrierte Wochenblatt. Beilage zur Neuen Lodzer Zeitung”, 1924, nr 11.

(Radio-Keith-Orpheum) i Warner Bros (Lubelski, Sowińska, Syska 2010). Prężnie rozwijająca się kinematografia od samego początku nastawiona była na lansowanie gwiazd aktorskich i popularyzowanie ich stylu życia.

Łódź szybko uległa magii kina. W niemieckich dodatkach opisywano najnowsze filmy, życie gwiazd oraz propagowano modę hollywoodzkich ikon stylu. Były wśród nich takie amerykańskie gwiazdy filmowe i ikony stylu, jak Bebe Daniels¹⁸, Clara Gordon Bow – amerykańska ikona kina niemego i symbol seksu kinematografii lat 20. XX wieku¹⁹, Louise Brooks – amerykańska tancerka, modelka i aktorka, znana zwłaszcza z głównych ról w trzech filmach *Puszka Pandory*, *Dziennik upadłej dziewczyny* i *Prix de Beauté*²⁰, poza tym Eugenia Gilbert²¹, Frances Lee²², amerykańska aktorka i ikona mody, Nancy Carroll²³, Jean Arthur, aktorka, nominowana do Oscara za rolę w filmie *Wesoły sublokator*. Była jedną z największych gwiazd lat 30. Karierę rozpoczynała jako modelka, a następnie aktorka filmów niemych²⁴, Lillian Roth²⁵, Marika Roekk²⁶ węgierska aktorka, śpiewaczka i tancerka, gwiazda niemieckiej wytwórni filmowej Universum Film AG, czy Anny Ondra, czeska aktorka, która występowała w filmach niemieckich i austriackich, a później brytyjskich, m.in. w filmach Alfreda Hitchcocka *Człowiek z wyspy* i *Szantaż*.

Propagowany przez hollywoodzkie aktorki styl życia, często sterowany przez same wytwórnie filmowe i media, daleki był od tego, czego oczekiwano od kobiet w drugiej połowie XIX wieku. Hollywoodzkie aktorki z jednej strony szokowały swoim frywolnym podejściem do życia, skandalami, z drugiej jednak budziły podziw swoją odwagą w łamaniu silnie zakorzenionych stereotypów na temat kobiet.

Przyglądając się łódzkim dodatkom do niemieckojęzycznych gazet, warto zauważyć, że propagowały one na swoich łamach niezwykle nowoczesny typ kobiety, zgodny z najnowszymi trendami światowymi. Niemieckie czasopisma zarejestrowały zmiany zachodzące w stylu życia i propagowały je wśród łódzkich czytelniczek. Tak więc moda, którą pokazywały łódzkie dodatki oraz styl życia w niczym nie odbiegała od najnowszych wzorców europejskich i światowych. Była wyrazem dążenia do nowoczesności, do zmiany sposobu myślenia nie tylko o kobietach, ale o całym społeczeństwie. Wprowadzanie na łamy czasopism nowoczesnych idei oznaczało w rezultacie rozpad form dawnych i przestarzałych.

¹⁸ „Die Welt im Bilde. Sonntagsbeilage zur Neuen Lodzer Zeitung”, 21.10.1928, nr 43.

¹⁹ „Die Welt im Bilde. Sonntagsbeilage zur Neuen Lodzer Zeitung”, 6.07.1930, nr 27; „Die Welt im Bilde. Sonntagsbeilage zur Neuen Lodzer Zeitung”, 21.04.1929, nr 16.

²⁰ „Die Welt im Bilde. Sonntagsbeilage zur Neuen Lodzer Zeitung”, 21.04.1929, nr 16.

²¹ „Die Welt im Bilde. Sonntagsbeilage zur Neuen Lodzer Zeitung”, 29.04.1928, nr 18.

²² „Die Welt im Bilde. Sonntagsbeilage zur Neuen Lodzer Zeitung”, 15.09.1929, nr 37.

²³ „Die Welt im Bilde. Sonntagsbeilage zur Neuen Lodzer Zeitung”, 6.07.1930, nr 27.

²⁴ „Die Welt im Bilde. Sonntagsbeilage zur Neuen Lodzer Zeitung”, 16.11.1930, nr 46.

²⁵ „Die Welt im Bilde. Sonntagsbeilage zur Neuen Lodzer Zeitung”, 16.11.1930, nr 46.

²⁶ „Die Welt im Bilde. Sonntagsbeilage zur Neuen Lodzer Zeitung”, 9.01.1938, nr 2.

BIBLIOGRAFIA

- Bertschik J. (2005), *Mode und Moderne: Kleidung als Spiegel des Zeitgeistes in der deutschsprachigen Literatur (1770–1945)*. Köln–Weimar: Böhlau.
- Boucher F. (2003), *Historia mody. Dzieje ubiorów od czasów prehistorycznych do końca XX wieku*, Übers. von P. Wrzosek. Warszawa: Arkady.
- Bulisz E. (2017), *Przemiany i przeobrażenia gatunków prasowych na przykładzie wybranych tekstów o modzie*. „Acta Humana”, nr 8.
- Dufrat J. (2020), *W okresie powolnej modernizacji. Kobieta w II Rzeczypospolitej – Próba bilansu*. „Zeszyty Naukowe UJ, Prace Historyczne”, nr 147, z. 4, s. 811–822.
- Fogg M. (red.) (2016) *Historia mody*, przeł. E. Romkowska. Warszawa: Arkady.
- Jezierski A., Leszczyńska C. (2013), *Historia gospodarcza Polski*. Warszawa: Key Text.
- Kaszubina W., (1967), *Bibliografia prasy łódzkiej 1863–1944*, Warszawa: Państwowe Wydawnictwo Naukowe.
- Koter M., Kulesza M., Puś W., Pytlaś S. (2005), *Wpływ wielonarodowego dziedzictwa kulturowego Łodzi na współczesne oblicze miasta*. Łódź: Wydawnictwo Uniwersytetu Łódzkiego.
- Kowalak T. (1971), *Prasa niemiecka w Polsce 1918–1939*. Warszawa: Książka i Wiedza.
- Kowalczyk A. (2015), „Polskie czasopisma kobiece z okresu międzywojennego, zawierające wkładki żurnalowe”. W: *Książka, biblioteka, informacja : między podziałami a wspólnotą IV*. J. Dzieniakowska, M. Olczak-Kardas (red.). Uniwersytet Jana Kochanowskiego w Kielcach, s. 229–244.
- Kucner M., (2005), *Prasa niemiecka w Łodzi w okresie międzywojennym*. W: *Wizerunek Łodzi w literaturze, kulturze i historii Niemiec i Austrii*, materiały z konferencji. Łódź, s. 161–180.
- Lubelski T., Sowińska I., Syska R. (red.) (2010), *Kino nieme. Historia kina*, wyd. I. Kraków: Universitas.
- Mikosz, J. (2007), *Charakterystyka wybranych dodatków do prasy codziennej dwudziestolecia międzywojennego*. „Media, Kultura, Społeczeństwo”, nr 1(2), s. 41–59.
- Ochocki A. (1980), *Reporter przed konfesjonalem, czyli o tym jak robiło się prasę przed wojną*. Łódź: Wydawnictwo Łódzkie.
- Orzeszyna M. (2015), *Antoine Cierplikowski. Król fryzjerów, fryzjer królów*. Kraków: Znak Horyzont.
- Orzeszyna M. (2019), *Antoine de Paris. Polski geniusz światowego fryzjerstwa*. Poznań: Dom Wydawniczy REBIS.
- Paczkowski A. (1980), *Polska prasa w latach 1918–1939*. Warszawa: Państwowe Wydawnictwo Naukowe.
- Pisarek W. (2006), *Słownik terminologii medialnej*. Kraków: Universitas.
- Romecka-Dymek S. (2016), *Geometryczna emocjonalność mody lat 20*. „Sztuki”, II.
- Ruta P., *Fotografia prasowa. Wybrane aspekty praktyczne*. <http://www.sbc.org.pl/Content/20115/PDF/ruta.pdf> [Zugriff: 20.12.2022].
- Sierakowska, K. (2021), *Dyskusje o wpływie wojny na emancypację kobiet w prasie kobiecej dwudziestolecia międzywojennego*. „Dzieje Najnowsze”, R. LIII.
- Wilson E., (1985), *Adorned in Dreams. Fashion and Modernity*. London.
- Żebrowska K. (2019), *Modowe rewolucje. Niezwykła historia naszych szaf*. Kraków: Znak Horyzont.

Źródła

Reymont W.S. (1899), *Ziemia obiecana*. Warszawa.

- „Die Welt im Bilde. Sonntagsbeilage zur Neuen Lodzer Zeitung”, 6.11.1927, nr 45.
- „Die Welt im Bilde. Sonntagsbeilage zur Neuen Lodzer Zeitung”, 13.11.1927, nr 46.
- „Die Welt im Bilde. Sonntagsbeilage zur Neuen Lodzer Zeitung”, 20.11.1927, nr 47.
- „Die Welt im Bilde. Sonntagsbeilage zur Neuen Lodzer Zeitung”, 27.11.1927, nr 48.
- „Die Welt im Bilde. Sonntagsbeilage zur Neuen Lodzer Zeitung”, 22.01.1928, nr 4.
- „Die Welt im Bilde. Sonntagsbeilage zur Neuen Lodzer Zeitung”, 12.02.1928, nr 7.
- „Die Welt im Bilde. Sonntagsbeilage zur Neuen Lodzer Zeitung”, 19.02.1928, nr 8.
- „Die Welt im Bilde. Sonntagsbeilage zur Neuen Lodzer Zeitung”, 8.04.1928, nr 15.
- „Die Welt im Bilde. Sonntagsbeilage zur Neuen Lodzer Zeitung”, 15.04.1928, nr 16.
- „Die Welt im Bilde. Sonntagsbeilage zur Neuen Lodzer Zeitung”, 29.04.1928, nr 18.
- „Die Welt im Bilde. Sonntagsbeilage zur Neuen Lodzer Zeitung”, 12.08.1928, nr 33.
- „Die Welt im Bilde. Sonntagsbeilage zur Neuen Lodzer Zeitung”, 21.10.1928, nr 43.
- „Die Welt im Bilde. Sonntagsbeilage zur Neuen Lodzer Zeitung”, 21.04.1929, nr 16.
- „Die Welt im Bilde. Sonntagsbeilage zur Neuen Lodzer Zeitung”, 16.06.1929, nr 24.
- „Die Welt im Bilde. Sonntagsbeilage zur Neuen Lodzer Zeitung”, 15.09.1929, nr 37.
- „Die Welt im Bilde. Sonntagsbeilage zur Neuen Lodzer Zeitung”, 6.07.1930, nr 27.
- „Die Welt im Bilde. Sonntagsbeilage zur Neuen Lodzer Zeitung”, 16.11.1930 nr 46.
- „Die Welt im Bilde. Sonntagsbeilage zur Neuen Lodzer Zeitung”, 9.01.1938, nr 2.
- „Illustrierte Wochenblatt. Beilage zur Neuen Lodzer Zeitung”, 1924, nr 2.
- „Illustrierte Wochenblatt. Beilage zur Neuen Lodzer Zeitung”, 1924, nr 11.
- „Illustrierte Wochenblatt. Beilage zur Neuen Lodzer Zeitung”, 1924, nr 13.
- „Illustrierte Wochenblatt. Beilage zur Neuen Lodzer Zeitung”, 1924, nr 18.
- „Illustrierte Wochenblatt. Beilage zur Neuen Lodzer Zeitung”, 1924, nr 32.

REDAKTOR INICJUJĄCY
Katarzyna Smyczek

SKŁAD I ŁAMANIE
Munda – Maciej Torz

PROJEKT OKŁADKI
Agencja Komunikacji Marketingowej efectoro.pl

Publikacja bez opracowania redakcyjnego w Wydawnictwie UŁ

© Copyright by Authors, Łódź 2022
© Copyright for this edition by Uniwersytet Łódzki, Łódź 2022

Wydane przez Wydawnictwo Uniwersytetu Łódzkiego
Wydanie I. W.11011.23.0.Z

Ark. wyd. 8,4; ark. druk. 8,5

ISSN 1427-9665
e-ISSN 2449-6820

Wydawnictwo Uniwersytetu Łódzkiego
90-237 Łódź, ul. Jana Matejki 34A
www.wydawnictwo.uni.lodz.pl
e-mail: ksiegarnia@uni.lodz.pl
tel. (42) 635 55 77